

# HINFALLEN – AUFSTEHEN !

Resilienz – ein Konzept für das sozialpädagogische Handlungsfeld:  
Jugendliche aus „Multiproblem-Familien“

Diplomarbeit  
zur Erlangung der Berufsberechtigung  
als Sozialpädagogin

Angela Leitner  
Kolleglehrgang 21  
Kolleg für Sozialpädagogik für Berufstätige  
der ARGE Sozialpädagogik Wien

Betreuer: Otto Hollerwöger  
Abgabetermin: 11. April 2012

Adresse: Schüttaustrasse 69/10, 1220 Wien

[ re-silire (lateinisch): zurückspringen, abprallen ]

*„Inmitten der Schwierigkeiten liegt die Möglichkeit.“*

Albert Einstein

## **Vorwort**

Bereits zu Beginn meiner sozialpädagogischen Ausbildung zeichnete sich ein besonderes Interesse für das Thema „Resilienz“ ab. Es bietet eine mögliche Antwort auf verschiedene Fragen, die mich schon seit geraumer Zeit beschäftigen: Warum schaffen es manche Kinder und Jugendliche von schwer alkoholkranken Elternteilen eine „Suchtkette“ zu unterbrechen und ihre Probleme, entgegengesetzt zum „Vorbild“ ihrer Eltern, konstruktiver zu bewältigen als sich mit Suchtstoffen, welcher Art auch immer, zu betäuben? Warum können Kinder, die beide Eltern verloren haben, dennoch einen positiven Lebensweg einschlagen? Weshalb und wie schaffen es Menschen mit schwierigen Schicksalsschlägen und schier unbewältigbaren Lebensbedingungen umzugehen, ja möglicherweise sogar aus Lebenskrisen erfahrener und gestärkter herauszugehen?

Die Forschungsfrage der vorliegenden Untersuchung, die im Sinne einer Komplexitätsreduktion dieses breiten Interessensgebietes das sozialpädagogische Handlungsfeld fokussiert, lautet: Bietet die Resilienzforschung für die Sozialpädagogik zur Unterstützung von Jugendlichen aus „Multiproblemfamilien“ praktikable sowie anschlussfähige Lösungsansätze, und wenn ja, welche?

Der einführende Teil beschreibt zusammengefasste und grundlegende Inhalte zur Thematik „Resilienz“. Im Anschluss werden die Vielfältigkeit der Problemstellung sowie aktuelle, fachliche Resilienzdiskurse erläutert. Basierend darauf werden Lösungsansätze für Jugendliche aus „Multiproblemfamilien“ aufgezeigt, beschrieben und hinterfragt.

Neben fachlicher Wissensaneignung habe ich durch reflexive Auseinandersetzung mit der Thematik einige, wichtige Erkenntnisse über zwischenmenschliche Interaktionen gewonnen und hoffe, dass auch dem Leser möglicherweise eine solche Erfahrung zuteilwerden kann.

## **Abstract**

Die vorliegende Diplomarbeit versucht der in der Sozialpädagogik noch immer vorherrschenden entwicklungspsychopathogenen, defizit-orientierten Sichtweise in Bezug auf das Problemverhalten von herausfordernden Jugendlichen entgegenzuwirken und auf die Möglichkeit der stärken- und ressourcenorientierten Perspektive aufmerksam zu machen.

Basierend auf aktuellen Resilienzforschungsergebnissen werden davon abgeleitete Lösungsansätze im Umgang mit Jugendlichen aus Familien mit vielfältiger Problembelastung aufgezeigt und hinterfragt. Theoretische und empirische Inhalte aus der deutschsprachigen Resilienzforschung, werden in Form von qualitativen Untersuchungsergebnissen sowie von zusammengefassten Aspekten aus Experteninterviews und Praxisbeispielen, angeführt.

Die Resilienzforschung bietet für die Sozialpädagogik im Umgang mit diesen Adressaten verschiedene, praktikable und anschlussfähige Lösungsansätze, wobei diese nicht als allgemein gültiges, methodisches Handlungskonzept im Sinne eines „Rezeptes“, sondern als wesentliche Orientierungshilfe und wichtige Basis für die innere Haltung sozialpädagogischer Tätigkeit verstanden und betrachtet werden dürfen.

## **Erklärung**

„Hiermit bestätige ich durch meine Unterschrift, dass die vorliegende Diplomarbeit mit dem Titel „HINFALLEN – AUFSTEHEN! Resilienz – ein Konzept für das sozialpädagogische Handlungsfeld: Jugendliche aus „Multiproblem-Familien“, von mir eigenständig verfasst wurde und ich keine anderen als die angeführten Behelfe verwendet bzw. mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfe bedient habe. Ich versichere, dass ich dieses Diplomarbeitsthema bisher weder im In- noch Ausland (einer Beurteilerin/einem Beurteiler zur Begutachtung) in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe. Weiters bestätige ich, dass die von mir eingereichten Exemplare (ausgedruckt und elektronisch) identisch sind.“

Datum

Unterschrift

## Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung .....	6
2	Begriffliche Grundlagen zur Resilienz .....	8
2.1	Kurzer Überblick über die Entwicklung der Resilienzforschung.....	8
2.2	Unterschiedliche Sichtweisen und Definitionen von Resilienz .....	9
3	Sichtung des Terrains: Jugendliche im „Multiproblemfamilien“-Kontext .....	12
3.1	Versuch zur Begriffsbestimmung von „Multiproblemfamilien“ .....	12
3.2	Zusammengefasste Aspekte und Merkmale von Familien mit vielfältiger Problembelastung .....	13
3.3	Ressourcen von „Multiproblemfamilien“ .....	16
3.4	Generelle Schutzfaktoren von Jugendlichen aus Institutionen der Heimbetreuung, die einem „Multiproblem-Milieu“ entstammen .....	17
3.5	Multifinalität von Risiko- und Schutzfaktoren und Kumulation von Faktoren .....	20
3.6	Geschlechtsunterschiede und Pubertät – eine Phase erhöhter Vulnerabilität .....	23
3.7	Spezifische protektive Prozesse und pathogene Faktoren .....	26
4	Lösungsansätze der Resilienzforschung .....	29
4.1	Resilienzorientierung in der Praxis der Kinder- und Jugendhilfe .....	29
4.2	Verlässliche Beziehung und Vorbildfunktion als Grundstein resilienzfördernder Sozialpädagogik.....	31
4.3	Kongruentes Verhalten und Ambiguitätstoleranz.....	32
4.4	Erziehungsstil zur Förderung von Resilienz.....	36
4.5	Biophile Allianz statt Protektion im Umgang mit Risiko-Jugendlichen .....	38
4.6	Resilienzförderung im Sinne der Organisation von Passungsverhältnissen.....	41
5	Kritische Schlussbetrachtung und Ausblick .....	43
	Danksagung.....	47
	Literaturverzeichnis.....	48

## 1 Einleitung

In der aktuellen Resilienzforschung ist es unabdingbar, sich anhand der letztgültigen, wissenschaftlichen Erkenntnisse im sozialpädagogischen Arbeitsfeld einen Überblick zu verschaffen, mögliche Lösungsansätze aufzuzeigen und diese kritisch zu hinterfragen. Da im deutschsprachigen Raum die Resilienzforschung in verschiedenen Fachbereichen bereits vorangeschritten ist und dementsprechend vielfältige Studienergebnisse und eine große Bandbreite an relevanter Literatur vorliegen, stellt die Reduktion dieses vielschichtigen Fachgebietes im Rahmen einer Diplomarbeit eine besondere Herausforderung dar. Diese Arbeit erhebt daher keinen Anspruch darauf, sämtliche Forschungsbereiche zum Thema Resilienz zu berücksichtigen und will sich nicht auf ein konkretes Resilienz-Konzept spezialisieren, sondern die verschiedenen Ergebnisse unterschiedlicher Forschungsschwerpunkte und daraus abgeleiteten Lösungsansätze aufzeigen.

Als Einstieg in die Thematik besonders geeignet erscheinen Beiträge, wie jene von Corina Wustmann (2011a) mit dem Titel „Resilienz, Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern“ oder „Resilienz“ von Klaus Fröhlich-Gildhoff & Maike Rönnau-Böse (2009). Die verschiedenen Resilienzmodelle, Risiko- und Schutzfaktorenkonzepte sowie allgemeine Ziele und Programme zur Förderung von Resilienz werden von diesen Autoren genau erläutert. Um den Rahmen der hier vorliegenden Diplomarbeit nicht zu sprengen, können diese Inhalte nicht wiedergegeben werden.

In den ersten beiden Abschnitten, die einen kurzen Abriss über die Resilienzforschung und die verschiedenen Definitionen von Resilienz beinhalten, soll der Leser in das eigentliche Thema „Resilienz“ eingeführt werden und es folgen Begriffserklärungen, die für das Verständnis des anschließenden Hauptteiles erforderlich sind.

Der aktuelle Resilienzforschungsdiskurs und die Fragestellung in Bezug auf praktikable sowie anschlussfähige Lösungsansätze stellen den zentralen Bestandteil dieser Arbeit dar. Dieser beschreibt zu Beginn das Umfeld von Jugendlichen aus Familien mit vielfältiger Problembelastung und die Komplexität ihrer schwierigen Lebensbedingungen. Da der Fokus dieser Arbeit auf Jugendliche gerichtet ist, werden das Thema Pubertät und das dadurch entstehende zusätzliche Entwicklungsrisiko anschließend genauer erläutert.

Im weiteren Verlauf werden Resilienzforschungsergebnisse angeführt und der aktuelle fachliche Diskurs in Bezug auf deren Adressaten wiedergegeben. Die sich daraus ableitenden Lösungsansätze zur Förderung von Resilienz im sozialpädagogischen Kontext fließen daher aus inhaltsbezogenen Gründen unter Abschnitt 3 ein und werden ab Kapitel 4 isoliert herausgearbeitet und aufgezeigt.

Das Thema der vorliegenden Arbeit wird weitgehend theoretisch-konzeptionell abgehandelt und nimmt, mit empirischen Daten belegt, Bezug auf die Arbeitspraxis. Sie beinhaltet die Beschreibung und Ergebnisdarstellung einer qualitativen Untersuchung von Friedrich Lösel & Doris Bender (2008) am Bielefelder DFG-Sonderforschungsbereich, die sich mit der Erforschung der seelischen Widerstandskraft von Jugendlichen mit erhöhtem Entwicklungsrisiko befasst. Genau diese Gruppe von Adressaten steht im Mittelpunkt der Fragestellung, die dieser Arbeit zugrunde liegt und bereits im Vorwort erwähnt wurde.

Zusätzlich wurden Recherchen und Sekundäranalysen zu empirischen Daten aus anderen Untersuchungen, die zur Zielgruppe von Jugendlichen affin sind, eingearbeitet. Inhalte aus einem Experteninterview von Birgit Averbek (Jugendamt Stadt Dortmund) wurden in Zusammenhang mit außerfamiliär untergebrachten Jugendlichen ebenfalls berücksichtigt.

Sowohl in der Fachliteratur als auch im praktisch professionellen Bereich des sozialen Arbeitsfeldes werden die Termini „Multiproblemfamilien“ und „Multiproblem-Milieu“ verwendet. Um den Stigmatisierungseffekt, der im Kapitel „Versuch zur Begriffsbestimmung von „Multiproblemfamilien“ erklärt wird, etwas abzuschwächen, werden diese Begrifflichkeiten daher in der folgenden Arbeit durchgehend unter Anführungszeichen gesetzt. Die aus sozialpädagogischer Sicht weniger stigmatisierende Umformulierung in „Familien mit Problembelastung“ würde bei kontinuierlicher Verwendung zu ständiger Wortwiederholung führen.

Die Begriffe „Kinder und Jugendliche“ und „Adressaten“ werden alternierend verwendet. Aus dem inhaltlichen Kontext geht hervor, ob entweder die Kinder- und Jugendlichen oder die gesamte Familie mit ihren Kindern mit dem Terminus „Adressat“ gemeint sind.

Auf eine Doppelung der personalen Anrede (Betreuerinnen und Betreuer) wurde deshalb verzichtet, um einen eloquenten Sprach- und Leseductus nicht zu gefährden. Selbstverständlich sind mit den männlichen Endungen beide Geschlechter impliziert.

## **2 Begriffliche Grundlagen zur Resilienz**

### **2.1 Kurzer Überblick über die Entwicklung der Resilienzforschung**

Das Thema „Resilienz“ wurde bereits zu einem Zeitpunkt erforscht, als dieser Begriff noch nicht klar definiert war. Die Psychologin Hildegard Hetzer (geb. 9. Juni 1899 in Wien; † 12. August 1991 in Gießen) publizierte bereits im Jahre 1929 das Werk „Kindheit und Armut“ (Psychologische Methoden in der Armutsforschung und Armutsbekämpfung). Im Rahmen dieser Untersuchung erstellte sie ein erstes soziales Porträt moderner Kindheit unter dem Aspekt der Bewältigungsfähigkeit von Kindern. Sie erforschte die Eigenständigkeit und Bewältigungskompetenz sowie die Suche nach sozialen Beziehungen außerhalb des Elternhauses von Kindern, die in Armut aufgewachsen waren.

Nach dem 2. Weltkrieg betreute die Psychoanalytikerin, Anna Freud (geb. 3. Dezember 1895 in Wien; † 9. Oktober 1982 in London), eine Gruppe von Kindern, die ihre Eltern in Konzentrationslagern verloren hatten. Die Kleinkinder kamen aus dem Konzentrationslager Theresienstadt, wo sie unter extremsten Bedingungen ohne Eltern überleben mussten. Sie veröffentlichte eine Arbeit über deren Fähigkeit, innerhalb einer Gruppe starke emotionale Bindungen zu entwickeln.

Die Fähigkeit, auf herausfordernde und belastende Lebenssituationen flexibel zu reagieren, faszinierte ebenfalls den amerikanischen Psychologen Jack Block bereits in den 1950er Jahren. Um dieses „Stehaufmännchen-Phänomen“ zu beschreiben, griff er auf einen Begriff aus der Physik zurück: Resilienz. Das Wort leitet sich von dem lateinischen Verb „resilire“ ab und bedeutet „zurückspringen“ oder „abprallen“. In der Werkstoffkunde bezeichnet es Materialien, die trotz extremer Belastungen immer wieder in ihren ursprünglichen Zustand zurückkehren. In den 70er Jahren wurden vor allem in der Entwicklungspsychopathologie Risikoeinflüsse auf die Entwicklung von Kindern untersucht. Zu dieser Zeit begann auf Betreiben von Emmy Werner, Ruth Smith, Michael Rutter und Norman Garnezy in Großbritannien und Nordamerika eine systema-

tische Resilienzforschung. In den 80ern wurde auch in Deutschland die Resilienz zum festen Bestandteil der Forschung. Im Zuge der Literaturrecherche für diese Arbeit konnten keine österreichischen Studienergebnisse sowie wissenschaftlichen Fachdiskurse zum Thema „Resilienz“ in Bezug auf die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen ausfindig gemacht werden.

Ein Paradigmenwechsel im Bereich der Forschung, d.h. von einer pathologischen, defizit- auf eine ressourcen- und stärkenorientierte Sichtweise, erfolgte durch den Medizinsociologen Aaron Antonovsky, der im Jahre 1979 den Begriff der Salutogenese prägte. Wie in der damaligen Resilienzforschung legte das Salutogenesekonzept seinen Schwerpunkt auf die Schutzfaktoren und Ressourcen, die Menschen dabei helfen, schwierige Bedingungen erfolgreich zu bewältigen. Die Salutogenese legt den Fokus auf die Erhaltung der Gesundheit und die Resilienzforschung beschäftigt sich mit der positiven Anpassung und Bewältigung von belastenden Lebensumständen eines Menschen.

Bengel et al. (2009) haben nach dem Vorschlag von O'Dougherty Wright und Masten (2006) die Entwicklung der Resilienzforschung in drei Phasen zusammengefasst (Vgl. Fröhlich-Gildhoff & Rönnau-Böse, 2009, S.14):

- 1.Phase: Empirische Grundlagen für die Definition der Dimension von Resilienz stehen im Vordergrund: Welche Schutzfunktionen gibt es und welche Kriterien spielen bei deren Identifikation eine Rolle?
- 2.Phase: Kontextfaktoren und Prozessorientierung werden aufgrund der Komplexität der Thematik untersucht.
- 3.Phase: Prävention und Intervention zur Förderung von Resilienz

Es handelt sich hierbei um keine chronologische Abfolge, sondern diese Einteilung ist je nach Untersuchungsschwerpunkten zu betrachten.

## **2.2 Unterschiedliche Sichtweisen und Definitionen von Resilienz**

Die Resilienzforschung ist im Spektrum der Humanwissenschaften angesiedelt. Original- und Sekundärliteratur wissenschaftlicher Arbeiten zu Resilienz entstammen Fachleuten aus den Bereichen der Psychologie, Pädagogik, Soziologie/ Soziale Arbeit, Hu-

manmedizin und Humanbiologie. Um auf die Vielschichtigkeit von Resilienz und ihre dadurch aufgefächerten Sicht- und Herangehensweisen hinzuweisen, werden im Anschluss verschiedene Definitionen von Resilienz angeführt:

*Resilienz meint eine psychische Widerstandsfähigkeit von Kindern gegenüber biologischen, psychologischen und psychosozialen Entwicklungsrisiken.*  
(Wustmann, 2011a, S.18)

Resilienz ist dabei an folgende Bedingung geknüpft: Es muss eine Risikosituation bestehen, welche das Individuum positiv bewältigt. Diese Definition von Wustmann beschreibt Resilienz ausschließlich im Bereich der personellen Ressource auf individueller Ebene. Die unten angeführte Definition schließt den Aspekt von sozialen Schutzfaktoren mit ein und eröffnet die Perspektive aus schwierigen Situationen Potenziale und Fähigkeiten entwickeln zu können. Als Schutzfaktoren werden Merkmale bezeichnet, die die Wahrscheinlichkeit einer positiven Entwicklung erhöhen oder das Risiko von Auftreten einer psychischen Erkrankung bzw. eine unangepasste Entwicklung zu minimieren. Schutzfaktoren werden auch als entwicklungsfördernde, protektive und risikomildernde Faktoren bezeichnet. (Vgl. Rutter in Fröhlich-Gildhoff & Rönnau-Böse, 2009, S.27)

*Unter Resilienz wird die Fähigkeit von Menschen verstanden, Krisen im Lebenszyklus unter Rückgriff auf persönliche und sozial vermittelte Ressourcen zu meistern und als Anlass für Entwicklung zu nutzen.* (Welter-Enderlin, 2010, S.13)

So gesehen kann Resilienz sowohl als ein aufgrund von angeborenen Anlagen und Persönlichkeitsstrukturen dynamischer Entwicklungsprozess, als auch ein auf sozial-lerntheoretischen Modellen basierender Vorgang betrachtet werden. Der Erwerb entwicklungsbedingter Fähigkeiten steht dabei in Wechselwirkung mit den Gegebenheiten des sozialen Umfeldes.

Durch die Vielfalt von biologischen, psychologischen und psychosozialen Aspekten, ist Resilienz multidimensional zu betrachten. Unter dem Aspekt Resilienz als Anpassungs- und Entwicklungsprozess zu betrachten, muss sie folglich als „variable Größe“ (Wustmann, 2011a, S.30) gesehen werden. Es kann sich somit um keine immerwährende Unverwundbarkeit (Invulnerabilität) handeln, sondern es gibt im menschlichen Leben und in der Entwicklung eines Kindes Phasen, in denen es leichter fällt mit schwierigen Risikolagen umzugehen und vice versa. Als Risikofaktoren werden krank-

heitsbedingte, risikoerhöhende und entwicklungshemmende Merkmale definiert, die eine potentielle Gefährdung der gesunden Entwicklung eines Kindes darstellen. (Vgl. Holtmann & Schmidt in Fröhlich-Gildhoff & Rönnau-Böse, 2009, S.20)

Diese bereits erwähnten Definitionen beschränken sich auf die individuellen Ressourcen von Kindern und Jugendlichen. Ein daraus abgeleitetes resilienzförderndes Konzept stellt einen subjektorientierten Lösungsansatz dar.

*Das Resilienzkonzept darf nicht im Sinne eines „blinden Entwicklungs-optimismus“ missverstanden werden – und sollte in diesem Sinne auch nicht von der Politik als Freibrief missbraucht werden, sondern als Orientierungshilfe für Präventionskonzepte verstanden werden. (Zander, 2010, S.11)*

Es besteht hierbei die große Gefahr der Fehlinterpretation von Resilienz, die Schwierigkeiten von Betroffenen ihrem eigenen Verantwortungsbereich zuzuschreiben und ihnen somit die Schuld für ihre persönliche Misere zuzuweisen. Eine sozial verantwortlich agierende Politik sollte keine Kürzungen und Sparmaßnahmen durchsetzen, die damit begründet sind, dass resiliente Personen sich in schwierigen Lebenslagen ohnedies selbst helfen können.

Eine Definition von Resilienz, die sich eben nicht nur auf die individuelle Ebene eines Menschen bezieht, sondern eine kontextbezogene Sichtweise berücksichtigt und strukturelle Rahmenbedingungen in den Mittelpunkt rückt, bringt folgendes Zitat zum Ausdruck:

*Es kommt deshalb darauf an, das Konzept nicht in einer individualisierenden Weise zu verwenden und Resilienz nicht einfach als eine Frage individueller Problemlösefertigkeiten zu verstehen. Resilienz entsteht vor allem aufgrund sozialer Erfahrungen und sie kann nur im Zusammenwirken mit Anderen wirksam genutzt werden. Als Widerstandsfähigkeit verstanden, kann sie dazu beitragen, ist aber auch darauf angewiesen, gesellschaftliche Verhältnisse herbeizuführen, in denen jeder die gleiche Chance hat, sein Leben in einer befriedigenden Weise zu gestalten. (Liebel, 2009, S.60-61)*

Von dieser Betrachtungsweise ausgehend wird sozialpädagogisches Handeln gefordert, das seine Hauptaufgaben nicht nur in der Betreuung und Förderung von Kindern und Jugendlichen sieht, sondern es auch als wesentliches Ziel anstrebt, die Strukturen und Lebensbedingungen der Adressaten zu berücksichtigen und sich dafür zu engagieren, mehr Chancen für unterprivilegierte Kinder und Jugendliche in dieser Gesellschaft zu ermöglichen.

### **3 Sichtung des Terrains: Jugendliche im „Multiproblemfamilien“-Kontext**

#### **3.1 Versuch zur Begriffsbestimmung von „Multiproblemfamilien“**

Im praktisch professionellen Bereich des sozialen Arbeitsfeldes wird der Begriff „Multiproblemfamilien“ geläufig verwendet. In Fachkreisen wird über die Begriffsbestimmung kontrovers diskutiert, es besteht bei einseitiger Betrachtungsweise die Gefahr der Stigmatisierung. Die Umformulierung in „*Familien mit vielfältiger Problembelastung*“ (Belgisches Rotes Kreuz Deutscher Gesellschaft, 2010, S.12) entstammt einer Arbeitsgruppe, die aus zahlreichen Experten und Mitgliedern verschiedenster sozialer Organisationen und Dienste in Zusammenarbeit mit betroffenen Familien selbst, bestand. Sie stellt einen Versuch dar, der Ausgrenzungs- und Stigmatisierungsproblematik entgegenzuwirken.

Das folgende Zitat soll die Problematik der Begriffserklärung veranschaulichen:

*Multiproblemfamilie ist weder eine klinisch noch soziologisch scharf abgrenzbare Kategorie. Der Begriff ist ein Label, keine Diagnose.* (Schuster, 2004, S.1)

Die Verwendung des Begriffes ist aufgrund des Stigmatisierungseffektes problematisch. Allerdings erfordert der Arbeitsalltag des sozialen Handlungsfeldes eine Benennung dieser Adressaten. Es gibt in der Wissenschaft und Praxis keine Konzepte und Instrumente, durch welche diese Gruppe empirisch erfasst und somit zahlenmäßig bestimmt werden kann.

Eine Definition, wer, ab wann zu dieser Gruppe zählt, welche und wie viele Indikatoren erfüllt sein müssen, um als „Multiproblemfamilie“ bezeichnet werden zu können, ist nicht möglich. Daher versuchen folgende Zeilen eine passende Beschreibung zu formulieren:

„Multiproblemfamilien“ haben große Schwierigkeiten in allen oder sehr vielen Bereichen des täglichen Lebens, welche aus sozialer Isolation, Benachteiligung und Ausgrenzung, Armut und Integrationsproblemen in den Arbeitsmarkt resultieren. Begrenzte materielle Rahmenbedingungen und niedrigeres Bildungsniveau führen zu extremen interpersonalen Konfliktprozessen, die sich auf der Beziehungsebene in Bezug auf Partnerschaft und in der Kindererziehung niederschlagen. Diese direkte Wechselwirkung von Lebensverhältnissen und verinnerlichten Konfliktmustern der Individuen stellt einen Teufelskreis dar, der meist über mehrere Generationen besteht.

Drogen- und Alkoholabhängigkeit, intra- und extrafamiliäre Gewalt sowie schwere psychische Erkrankungen, welche mit sinkendem, sozialem Status zunehmen, zählen zur klinischen und psychosozialen Symptomatik dieser Familien. Durch ihre lange Erfahrung im Umgang mit Dritten wie z.B. Arbeits- und Jugendämtern, Ärzten, Schulen und Kindergärten etc., der für sie einen erhöhten externen Konfliktdruck darstellt, entsteht großes Misstrauen gegenüber Hilfsangeboten und geringe Bereitschaft solche anzunehmen. In diesem Punkt unterscheiden sich im Wesentlichen „Multiproblemfamilien“ von anderen belasteten Familien.

Um von „Multiproblemfamilien“ sprechen zu können, müssen nicht alle erwähnten Schwierigkeiten zutreffen oder vorhanden sein. Die Zusammenfassung der kumulativen Belastungsbereiche dient lediglich zur Veranschaulichung der vielfältigen Problemdarstellung.

### **3.2 Zusammengefasste Aspekte und Merkmale von Familien mit vielfältiger Problembelastung**

*„Die Verschuldungsproblematik stellt [...] eine Art Leitsymptomatik dar, die von Clemenz (1990) als Monetarisierung individueller und familiärer Konflikte analysiert und beschrieben wurde.“* (Schuster, 2004, S.2) „Multiproblemfamilien“ versuchen durch die Anschaffung von materiellen Dingen, die außerhalb ihrer finanziellen Ressourcen lie-

gen, einerseits innerfamiliäre Konflikte auszugleichen und andererseits ihren sozialen Status in der Gesellschaft zumindest nach außen hin, zu kompensieren.

Aufgrund von mangelnder, sozialkommunikativer Fähigkeiten, wie das Verbalisieren von Ängsten, Gefahren und Problemen etc. und eine reflexive Betrachtungsweise darüber, ist das impulsive Ausagieren von Emotionen als Handlungssprache zu verstehen und somit Ausdruck an Überforderung ihres eigenen Lebensalltages.

Meist ist die Biographie der Elternteile, sofern das Paar noch liiert ist, von einer Reihe traumatischer Erfahrungen gekennzeichnet: häufige Wechsel innerhalb von Pflegefamilien und Heiminstitutionen in der eigenen Kindheit und Jugend, Misshandlung und sexueller Missbrauch, delinquente Handlungsweisen, Verwahrlosungserscheinungen usw. All diese Vorkommnisse geschehen unter erschwerten strukturellen Lebensbedingungen, die von materieller Armut geprägt sind. In der Partnerschaft wird dann versucht das erfahrene Leid zu kompensieren. Somit entsteht ein großes Spannungsfeld zwischen zu hohen Erwartungen und Enttäuschungen des jeweiligen anderen Partners, die als Folge eine Abwertung des anderen mit sich bringen. Dieses permanente Wechselbad der Gefühle zwischen Verwöhnung und Vernachlässigung, Härte und verzweifelter Suche nach Nähe wird an die Kinder weitergegeben. Das Ausagieren solcher aggressiven Impulse von Frustrationen und Spannungen ist so sehr in der Konfliktodynamik verankert, dass diese Verhaltensweisen in der zweiten und dritten Generation keine Seltenheit sind.

Der Erziehungsstil ist meist durch verbale Drohungen und aus dem Affekt entstehende Handlungsweisen geprägt. Dazu kommt noch, dass die Eltern oft über keine energetischen Kraftressourcen verfügen, um eine konsequente Erziehung auszuüben. Daher erfolgt das Setzen von Grenzen höchst inkonsequent und eine dauerhafte Disziplinierung ist unmöglich. Die hier zugrundeliegende Haltung ist die des „Alles-oder-Nichts“, welche ein Muster instabiler und intensiver zwischenmenschlicher Beziehungen bezeichnet, die zwischen Extremen der Idealisierung und Entwertung schwanken. *„Nicht wenige dieser Eltern geben in solchen Situationen ihre elterliche Autorität ab.“* (Conen, 2011, S.439) Verzweiflung, die aus der eigenen Unfähigkeit eine elterliche Einflussnahme walten zu lassen entsteht, führt bei den Eltern zu Resignation. Damit kommt es zu einer Aufschiebung der Erziehungsmaßnahme bis zur nächsten Eskalation, wodurch sich wiederum das Problemverhalten der Kinder verstärkt.

Die Kinder können kein Vertrauen in die Handlungsfähigkeit ihrer Eltern entwickeln, welche von Verlässlichkeit und Fürsorge geprägt sein sollte. Deshalb entwickeln diese Kinder meist keinen „kindlichen Charme“, eine positive Eigenschaft, die konstruktives Klima entstehen lässt, in dem positive Gefühle wechselseitig ausgetauscht werden können. Durch den meist destruktiven Umgang miteinander entstehen auf beiden Seiten ablehnende Emotionen. Durch die eigene emotionale, defizitäre Unterversorgung der Elternteile in ihrer eigenen Kindheit und Jugend entstehen Versorgungsansprüche gegenüber ihren Kindern und es kommt zu einer Rollenumkehr. Diese wird meist noch durch die unterstützende Position seitens der sozialen Hilfen verstärkt. Je mehr Hilfen und Unterstützungsmaßnahmen von den Familien in Anspruch genommen werden, desto mehr verlieren sie autonomes Selbstwertgefühl, geschweige denn, die Zuversicht, ihr Schicksal selbst beeinflussen zu können. Dieses „Paradoxon der Hilfe“ erfordert speziell bei diesen Familien eine differenzierte und weitläufigere Sichtweise im Bereich sozialer Interventionen.

Die Einmischung durch Dritte stellt einen Eingriff in ihr privates Familienleben dar und somit eine Entwertung der eigenen Persönlichkeit, die bis zur Entziehung der Elternrechte münden kann (z.B. durch die Abnahme eines oder mehrerer Kinder durch das Jugendamt). Selbst in abgeschwächter Form durch verpflichtende, ambulante Hilfen wird bei ihnen das subjektive Gefühl einer Art „Entmündigung“ hervorgerufen. Aus der Wechselwirkung zwischen Empfindungen der Macht- und Hilfslosigkeit aufgrund von Chancenungleichheit in der Gesellschaft resultieren Aggressionen und innerliche Aversionen gegenüber dem Staat und Helfern des sozialen Arbeitsfeldes, die immer kontrollierender und überfordernder auf sie wirken. Denn die Forderungen bzw. getroffenen Vereinbarungen des sozialen Hilfstätigen sind möglicherweise nicht an die geringe Bandbreite des Verhaltensrepertoires der Eltern angepasst. Hinzu kommt deren emotionale Diskrepanz, Hilfe von Menschen annehmen zu können, die einen besseren sozioökonomischen Status genießen als sie selbst.

Die Summe oder auch nur eine Teilmenge dieser zahlreichen, vielschichtigen und sich gegenseitig bedingenden Belastungsfaktoren inner- und außerhalb der Familien, führt zu einer negativen Lebens- und Zukunftsperspektive der Betroffenen.

### 3.3 Ressourcen von „Multiproblemfamilien“

Eine ressourcenorientierte Betrachtungsweise der Familien und eine ihnen gegenüber respektvolle Haltung - in Anbetracht dessen, wie sie trotz der schwierigen Lebensbedingungen und oft gehäuften Schicksalsschläge ihr Überleben meistern - eröffnet eine positive Perspektive auf der Helferseite. Das Ablehnen außerfamiliärer Hilfe, das durch Intervention von Dritten entsteht, stellt für diese Familien eine Schutzfunktion dar. Somit können Familien die Erwartungshaltung der professionellen Helfer an ihre Möglichkeiten zur Veränderung beeinflussen. Sie sind dadurch in der Lage Hilfsangebote anzunehmen, ohne dabei ihr Gesicht zu verlieren. Dieser Widerstand kann als Ressource genutzt werden und zeigt auf, über welche Energien und Kräfte diese Eltern verfügen, wenn sie sich darum bemühen, ihre Kinder selbst versorgen zu dürfen. Dieses Potenzial der Eltern könnte als wesentliche Ressource genutzt werden. ( Vgl. Conen, 2011, S.435-436)

Wie bereits erwähnt sind Gefühle von Resignation, Hilfs- und Hoffnungslosigkeit ständige Begleiter der schwierigen Lebensbedingungen dieser Eltern, die eine positive Sicht in Bezug auf Veränderungen nicht zu lassen können. Eine grundsätzliche Handlungsänderung des Helfersystems im Umgang mit „Multiproblemfamilien“ ist ein möglicher Lösungsansatz, der zwingende Veränderungsmöglichkeiten der Familien aufgibt und vielmehr die Frage aufwirft *„Wie können wir diesen Familien so helfen, ihren Kopf über Wasser zu halten, dass sie bereit sind, Anstrengungen auf sich zu nehmen und Veränderungen anzugehen?“* (Conen, 2011, S.440)

Gelingt es professionellen Helfern im sozialen Tätigkeitsfeld die Betroffenen davon zu überzeugen, ihnen dienlich sein zu können, sich von den Einmischungen des „Staates“ zu befreien und ihnen das authentische Gefühl zu vermitteln, eine Selbstständigkeit zuzutrauen und an ihre Potenziale zu glauben, hat das folglich positive Auswirkungen auf die Selbstwirksamkeit der Familien und trägt somit zur Stärkung familiärer Resilienz bei.

Trotz massiven Problemen und Leid existiert ein Repertoire an Fähigkeiten und Stärken, das von Professionisten erkannt und aufgegriffen werden kann. Hierzu sollten die Sichtweisen und Lebenserfahrungen der Familien berücksichtigt und keine Direktiven vorgegeben werden, die Normen- und Wertvorstellungen eines sozio-ökonomisch höheren Milieus entstammen.

Weiters sollten in diesem Zusammenhang die Loyalitätskonflikte der Kinder- und Jugendlichen von Familien mit vielfältiger Problembelastung im Falle von außerfamiliärer, sozialpädagogischer Unterbringung erwähnt werden. Die Eltern lehnen sich gegen das Jugendamt und die Fremdunterbringung ihrer Kinder auf. Die Erzieher in diesen Einrichtungen stellen eine Bedrohung für sie dar, denn sie erscheinen ihnen als „Profis“ in Erziehungsangelegenheiten und verstärken dadurch in ihnen das Gefühl der eigenen, erzieherischen Unfähigkeit. Eine Untergrabung der elterlichen Erziehungskompetenz ist die Folge. Die Kinder- und Jugendlichen sind durch erhöhtes, problematisches Verhalten im Umgang mit den Betreuern wiederum in der Lage, ihre eigenen Eltern aufzuwerten, wodurch die außerfamiliäre Betreuung scheitert und dieses Verhalten für die Kinder bedeutet, dass sich ihre Situation noch mehr verschlimmert. (Vgl. Conen, 2007, S.64) Die Loyalität von Kindern scheint oft durch noch so dysfunktionales Verhalten der Eltern nicht zu wanken. Weiters spüren Kinder- und Jugendliche die Kränkungen ihrer Eltern, wenn sie eine positivere Entwicklung in der Fremdunterbringung als in den eigenen vier Wänden durchlaufen.

Die meisten Familien kennen ihre Probleme und wissen, über die Notwendigkeit etwas zu verändern, Bescheid. So gesehen liegt möglicherweise ein Lösungsansatz darin, diese aufzugreifen, den eigenen Beitrag der Familien wertzuschätzen und sie in ihren Anstrengungen ihren Vorstellungen gemäß zu unterstützen und nicht umgekehrt. In diesem Zusammenhang sollte noch einmal auf den Zwangskontext hingewiesen werden, indem sich Familien, speziell bei Kindeswohlgefährdung, befinden. Veränderung kann ausschließlich stattfinden, wenn der Adressat diese von sich aus als notwendig und sinnvoll empfindet. Man kann Menschen zwar dazu zwingen gesetzlich verpflichtende, ambulante Hilfen zu absolvieren, aber die innere Haltung unterliegt ihrem freien Willen.

### **3.4 Generelle Schutzfaktoren von Jugendlichen aus Institutionen der Heimbetreuung, die einem „Multiproblem-Milieu“ entstammen**

Der Schwerpunkt der Resilienzforschung lag in den 80er und 90er Jahren auf relativ allgemeinen, protektiven Faktoren für eine psychisch gesunde Entwicklung. Folgende Merkmale stellen Schutzfunktionen gegen verschiedenartige Störungen dar und sind Ergebnisse, aus den wichtigsten Langzeitstudien zur Resilienz (Vgl. Lösel & Bender, 2008, S.57):

1. eine stabile emotionale Beziehung zu mindestens einem Elternteil oder einer anderen Bezugsperson;
2. ein emotional positives, unterstützendes und Struktur gebendes Erziehungsklima;
3. Rollenvorbilder für ein konstruktives Bewältigungsverhalten bei Belastungen und schwierigen Lebenssituationen;
4. soziale Unterstützungen durch Personen außerhalb der Familie;
5. dosierte, soziale Verantwortlichkeiten und eine angemessene Leistungsanforderung;
6. Temperamentsmerkmale wie Flexibilität, Aufgeschlossenheit und Kontaktfreudigkeit ohne absolute Durchlässigkeit gegen Einflüsse von außen: „stabile Flexibilität“;
7. kognitive Kompetenzen wie z.B. eine zumindest durchschnittliche Intelligenz und Planungskompetenz (realistische Zukunftsplanung);
8. Erfahrungen der Selbstwirksamkeit und ein positives Selbstkonzept;
9. ein aktives, konstruktives statt reaktivem oder vermeidendem Bewältigungsverhalten bei Belastungen (Coping-Strategien) und
10. Erfahrungen der Sinnhaftigkeit und Struktur in der eigenen Entwicklung.

Friedrich Lösel und Doris Bender begannen im Jahre 1992 mit der Invulnerabilitäts-Studie am Bielefelder DFG-Sonderforschungsbereich. Ziel dieser Untersuchung war, die Erforschung der seelischen Widerstandskraft, also die Resilienz von Jugendlichen, die ein hohes Entwicklungsrisiko trugen, zu untersuchen und dabei speziell zu erfassen, welche Schutzfaktoren außerhalb der Familie zu einer resilienten Entwicklung beitragen konnten. Die Jugendlichen entstammten einem sehr belasteten und unterprivilegierten „Multiproblem-Milieu“ mit unvollständigen Familien, Armut, Erziehungsdefiziten, Gewalttätigkeit und Alkoholmissbrauch und waren in Institutionen der Heimbetreuung untergebracht.

Das folgende Beispiel soll genauer skizzieren, um welche Fälle es sich bei dieser Studie handelte (Vgl. Lösel, 2005, 3.MP3-File ab 0:00 Min.):

Der Vater der 15-jährigen Susanne ist alkoholkrank und ihre Mutter leidet unter Medikamentenabhängigkeit. Es herrscht viel Gewalt in der Familie und die Trennung der Eltern erfolgte als Susanne fünf Jahre alt war. Die Mutter durchläuft eine Reihe von wechselnden Beziehungen. Als sie wieder schwanger wird, heiratet sie den Vater ihres

zukünftigen Kindes. Es kommt erneut zu Misshandlungen und Alkoholismus. Sie wird in einem Frauenhaus aufgenommen. Das Jugendamt schreitet ein, weil der Ehemann Susanne mit einem Messer attackiert, und verfügt eine Heimeinweisung. Nach anfänglichen Schwierigkeiten durch den Umgebungswechsel und der Trennung zu ihrer Familie, baut sie eine gute Beziehung zu ihrer Bezugsbetreuerin auf, besucht das Gymnasium und entwickelt ein breites Spektrum an Interessen.

Es wurden zwei Gruppen von Jugendlichen im Alter von 14-17 Jahren aus 27 Heimen der Wohlfahrtspflege beobachtet. Sie wurden nach einer Risikodiagnose zusammengefasst, die sowohl objektive (z. B. Scheidung der Eltern, Arbeitslosigkeit, schlechte Wohnverhältnisse,...) als auch subjektive Belastungen (z.B. erlebte Elternkonflikte, Vernachlässigung, Alkoholprobleme, finanzielle Schwierigkeiten,...) berücksichtigten, welche ein erhebliches Risiko für die Entstehung von Erlebens- und Verhaltensproblemen darstellen.

Diese Gruppen wurden anhand von Fallkonferenzen, einem Risikoindex aus 70 Items, Erziehereinschätzungen und Selbstberichten gebildet. Die Unterscheidung der beiden Gruppen erfolgte auf Basis der Einschätzung protektiver Faktoren in Resiliente (66 Jugendliche), welche psychosozial relativ gesund blieben und Deviante (80 Jugendliche), welche aggressives, delinquentes, sowie teilweise auch internalisierendes Problemverhalten aufwiesen. Das Letztere ist durch unsicheres, depressives, ängstliches, reizbares Verhalten und sozialen Rückzug gekennzeichnet. Diese Verhaltensweisen sind nach innen, gegen sich selbst gerichtet und können Risikofaktoren für die Entwicklung ängstlich-depressiver Störungen, Einsamkeit, und Selbstwertproblemen sein. Beide wurden mit einer Gruppe von 630 Jugendlichen verglichen, die durchgehend einer niedrigeren Risikobelastung ausgesetzt waren.

Mit einem ausführlichen Interview und zahlreichen Frage- und Selbsteinschätzungsbögen wurden biographische Belastungen und Risikobedingungen, Störungen des Erlebens und Verhaltens, personale Ressourcen wie Intelligenz, Temperament, Coping-Strategien, Selbstkonzept und Leistungsmotivation, sowie soziale Ressourcen erhoben. Bei den Letzteren bemühte man sich die subjektive Einschätzung, in welchem Maß der Betroffene die Personen seiner näheren Umgebung als hilfreich und unterstützend erfährt, möglichst differenziert zu erfassen.

Die Ergebnisse dieser mitteleuropäischen Jugendlichen-Hochrisikogruppenstudie stimmen mit der nach wie vor wichtigsten Langzeitstudie zur Resilienz überein, die

Werner und Smith an einer Geburtskohorte auf einer hawaiianischen Insel über einen Zeitraum von 40 Jahren durchgeführt haben (Kauai-Studie). Auch andere Kurz- und Langzeitstudien, die in Bereichen von sexueller Missbrauchs- und anderen Misshandlungsfällen, Armut, Scheidungs- und Trennungsfamilien, schweren psychischen Erkrankungen der Elternteile, Delinquenz und Verwahrlosung von Jugendlichen in nordamerikanischen Großstadtgettos, Lebensumständen von Straßenkindern in der 3. Welt oder Bürgerkriegssituationen im Nahen Osten, angesiedelt sind, haben die Schutzfunktionen, die zu Beginn dieses Abschnitts aufgelistet wurden, bestätigt. (Vgl. Lösel, 2005, 4.MP3-File ab 2:40 Min.)

Die Ergebnisse der Bielefelder-Invulnerabilitätsstudie bei Risiko-Jugendlichen lassen sich nun, wie folgt, zusammenfassen: Das Temperament der Resilienten war weniger impulsiv und dafür flexibel. Diese Jugendlichen hatten eine realistische Zukunftsperspektive, aktives Bewältigungsverhalten, Selbstvertrauen und schulische Erfolgserlebnisse. Sie verfügten oft über eine Bezugsperson außerhalb der belasteten Familien, nahmen die sozialen Unterstützungen positiv auf und erlebten ein harmonischeres Erziehungsklima in den Heimen. Ein autoritativer/demokratischer Erziehungsstil (dieser Begriff wird unter Kapitel 4.4 „Erziehungsstil zur Förderung von Resilienz“ noch genauer erläutert) ist einerseits durch Empathie und Zuwendung, andererseits durch Strukturierung, Normorientierung und Kontrolle gekennzeichnet. Dieser hatte günstige Auswirkungen auf den weiteren Entwicklungsverlauf der Jugendlichen. Etwa zwei Drittel blieben stabil resilient oder eben stabil deviant. Bei den restlichen resilienten und devianten Jugendlichen war vor allem das subjektiv wahrgenommene Erziehungsklima im Heim für eine positive oder negative Entwicklung ausschlaggebend.

### **3.5 Multifinalität von Risiko- und Schutzfaktoren und Kumulation von Faktoren**

*„Zu den wichtigsten Erkenntnissen der neueren Entwicklungspsychopathologie gehört es, dass Risiko- und Schutzfaktoren ein „Doppelgesicht“ haben können.“*

(Lösel & Bender, 2008, S.64) Es wird das Zusammenspiel, aber auch die Wechselwirkungsdynamik zwischen Risiko- und Schutzfaktoren betrachtet. Man kann von keiner Generalisierung dieser Faktoren ausgehen, denn sie können sich unter bestimmten Bedingungen ins jeweilige Gegenteil umkehren.

In der bereits vorgestellten Bielefelder-Invulnerabilitätsstudie hat sich gezeigt, dass sich die protektive Funktion sozialer Unterstützung ins Gegenteil verkehren kann. Jugendliche in Peergruppen veranschaulichen diese Problematik: Einerseits können die Peergruppen eine protektive Wirkung für den Einzelnen haben, denn in diesen können Jugendliche soziale und emotionale Anerkennung erfahren. Das erhöht ihr Selbstvertrauen und das entstehende Zugehörigkeitsgefühl vermittelt ihnen Sicherheit. Andererseits kann, wenn es in Peergruppen beispielsweise delinquente Handlungstendenzen gibt, dies gleichzeitig einen Risikofaktor darstellen.

Weiters wurde festgestellt, dass ein als unbefriedigend wahrgenommenes, soziales Netzwerk bei Jugendlichen mit geringen Verhaltensproblemen zur Verstärkung ihrer Probleme und bei den Auffälligen zu einer Abschwächung beitrug. Dies wurde darauf zurückgeführt, dass sich dissoziale Jugendliche eher gleichgesinnten Peergruppen anschließen und diese wiederum das eigene Problemverhalten verstärken.

Ein weiteres Beispiel ist im Bereich der personellen Ressourcen angesiedelt: Selbstvertrauen, Selbstwirksamkeit und ein positives Selbstkonzept können einen zentralen Schutzfaktor gegenüber vielfältigen Stressoren und Entwicklungsrisiken darstellen. Diese Funktion kann sich jedoch bei Formen von Aggressivität und Dissozialität ins Negative kehren und somit einen Risikofaktor darstellen. Denn ein überhöhtes Selbstbild kann dazu führen, andere abzuwerten und zu verletzen. Bei Depressionen und geringem Selbstwert verhält sich dieses „Doppelgesicht“ der Risiko- und Schutzfaktoren gegenteilig.

Ob sich eine schützende Ressource, sei es eine personelle, innerfamiliäre oder soziale, in einen Risikofaktor umwandeln kann, ist eng mit der entsprechenden Dosierung verbunden. Im „Multiproblem-Milieu“ sind aufgrund der bereits erwähnten häufigen innerlichen „Alles-oder-nichts“ Haltungen, die Ausmaße besonders extrem und schwankend. Elterliches Interesse wechselt schnell und unvorhersehbar in plötzliches Desinteresse. Die inneren Kapazitäten der Eltern für ihre Kinder sind rasch erschöpft und die Zurückstellung der eigenen Bedürfnisse zugunsten der Kinder gelingt nur unzureichend. So gesehen ist der Schutzfaktor innerhalb der Familie mehr ein Risikofaktor und mit dem Fehlen einer sicheren Bindung ist die Grundlage für die Entwicklung der Fähigkeit zur Bewältigung von Belastungen gefährdet.

Die Kumulation von Faktoren ist bei Jugendlichen von Familien mit vielfältiger Problembelastung von besonders großer Relevanz. Einzelne Risikofaktoren können Auslöser für eine pathogene Entwicklung sein - müssen es aber auch nicht sein. Vielmehr hat sich in zahlreichen Studien bestätigt, dass weniger die Art oder Spezifität eines Risikofaktors ausschlaggebend ist, sondern vielmehr die Anzahl der risikoerhöhenden Faktoren als besonders entwicklungsgefährdend anzusehen sind. An dieser Stelle ist anzumerken, dass es in der Resilienzforschung, speziell im Bereichen der Kumulation, besonders schwierig ist, eine Isolation der einzelnen Prozesse zu erzielen, um für die Anwendung in der Praxis relevante Resilienzkonzepte ableiten zu können. Eine kausale Ursache-Wirkungs-Kette scheint jedoch nach systemischer Betrachtungsweise häufig. Der bereits erwähnte Ansatz von Conen, in dysfunktionalen Verhalten eine „Nützlichkeit“ zu sehen und diese als Ressource zu betrachten, erscheint lösungsorientiert und bietet realistische Handlungsperspektiven.

Die Dauer und Kontinuität von Belastungen spielen hierbei eine große Rolle, speziell im „Multiproblem-Milieu“ sind permanente Schwierigkeiten gegeben, die sich durch das Leben der Familien wie ein roter Faden ziehen. Weiters beeinflusst auch die zeitliche Abfolge von Risikosituationen die Entwicklungsgefährdung, denn je früher eine Risikobelastung auftritt, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass spätere Risikofaktoren hinzukommen. Am Beispiel eines fötalen Alkoholsyndroms wird das veranschaulicht: Eine alkoholabhängige Mutter, die bereits während der Schwangerschaft Alkohol trinkt, eventuell auch raucht und einem ungeborenen Kind neurologische Schäden hinzufügt, wird mit höherer Wahrscheinlichkeit einen Erziehungsstil führen, der von Vernachlässigung und Inkonsequenz geprägt ist.

Was zunehmend in der Resilienzforschung an Bedeutung gewonnen hat, ist die subjektive Bewertung einer Risikobelastung. Eine Scheidung bzw. Trennung der Elternteile kann einerseits vorrangig vom Kind als Verlust empfunden werden, aber auch möglicherweise als Entlastung bzw. Erleichterung, weil die Streitigkeiten zwischen den Eltern oder beispielweise die Trennung den Wegfall eines gewalttätigen Elternteiles darstellt. In der Bielefelder-Involvabilitätsstudie von Lösel hat sich gezeigt, dass wenig Kontakt zum Vater einen positiveren Einfluss auf die Jugendlichen hatte, obwohl in mehreren Studien belegt wurde, wie wichtig die Vaterrolle für die Identifikation der Kinder ist und dass dessen konkrete Erziehungsmaßnahmen für deren positive Entwicklung mitverantwortlich ist. In diesem Milieu wurde jedoch das Gegenteil bewiesen.

Durch eine tendenzielle Verwahrlosung der Väter ist eine Trennung von ihren Kindern für einen funktionaleren und positiveren Entwicklungsprozess förderlicher. (Vgl. Lösel, 2005, 3.MP3-File ab 2:13 Min.)

### **3.6 Geschlechtsunterschiede und Pubertät – eine Phase erhöhter Vulnerabilität**

Bis Dato gibt es keine konkreten Längsschnittstudien, die sich mit den Wirkungsweisen einzelner Belastungen und Ressourcen unter dem Aspekt der Geschlechtsunterschiede spezifisch und detailliert befassen. Aber aus den bisherigen Studien wurde deutlich, dass risikomildernde und -fördernde Faktoren und deren Wirkungsweisen geschlechtsspezifisch betrachtet werden sollten.

In früher und mittlerer Kindheit scheinen Jungen vulnerabler gegenüber biologischen Risiken und familiären Defiziten zu sein als Mädchen. (Vgl. Lösel und Bender, 2008, S.69) Im Jugendalter kehrt sich dieses Verhältnis jedoch um. Die Berichte von jungen Mädchen sind von einer größeren Anzahl an kritischen Lebensereignissen gekennzeichnet, welche sie als sehr belastend wahrnehmen und sich in negativen psychosozialen Auswirkungen sowie in einer dauerhaft chronischen Stressbelastung äußern. In der Pubertät leiden vor allem junge Mädchen unter gesellschaftlichen Rollenbildern, wie zum Beispiel das „Entsprechen-müssen“ von vorherrschenden Schönheitsidealen. Essstörungen und Depressionen sind internalisierende Störungen, die häufig bei jungen Mädchen die Entwicklung gefährden. Jungen wiederum neigen zu externalisierenden Störungen wie Aggressivität und Delinquenz.

Die Pubertät ist eine besondere Phase erhöhter Vulnerabilität. Die Neurobiologie erklärt die Verbindung zwischen pubertätsbezogener Reifung und Entwicklungsveränderungen in verschiedenen motivationalen, emotionalen und (externalen) Erregungs-Aspekten. Es kommt zu intensiverem und länger anhaltendem Erleben von affektiven Zuständen. Der Erwerb eines bewusst kontrollierten Sets von Regulationskapazitäten ist ein langwieriger Entwicklungsprozess. In dieser Phase sind Regulationsdefizite Risiken für die Entwicklung emotionaler und behavioraler Störungen. (Vgl. Dreher, 2010, S.12)

Dieser „Übergang“ in der frühen und mittleren Adoleszenz ist generell geprägt von Verunsicherung, Stimmungsschwankungen, mangelnder Realitätsorientierung, Ablehnung von Anpassung etc. und stellt somit auch besonders hohe Anforderungen an das Umfeld von Pubertierenden dar, speziell an diejenigen, die mit der Erziehung der Jugendlichen beauftragt sind: Geduld, Einfühlungsvermögen, Gesprächsbereitschaft, Konsequenz und Modellbewusstheit sind in dieser Zeit, mehr denn je, gefragt und stellen eine große Herausforderung dar. Empfindungen wie Enttäuschungen, Verärgerung, Ratlosigkeit, Resignation und Machtbehauptung sind auf der Betreuerseite, ob als Eltern oder Erzieher, mögliche emotionale Reaktionen auf pubertierendes und experimentelles Verhalten von Jugendlichen (wie z.B. Schulschwänzen, Drogengebrauch, kommunikative Einseitigkeit und Rückzug, Alkohol-Exzesse,...).

Ittel & Scheithauer starteten einen Versuch aus verschiedenen Störungsbildern eine Einteilung in weibliche und männliche Risikofaktoren auf der individuellen Ebene in der Entwicklung von Resilienz zu tätigen.

*Weibliche Risikofelder:* In der Pubertät ist ein erhöhtes Risiko von gesundheitlichen Gefahren durch Selbstmord, Drogenmissbrauch, sexuell übertragenen Krankheiten, frühen Schwangerschaften, gestörtes bis krankhaftes Essverhalten und Depressionen gegeben. Hinzu kommen geringe Autonomie, wenig überzeugendes Handeln und Durchsetzungsvermögen als Folgen von depressiven Zuständen. Durch das geringe körperliche Selbstkonzept kann Selbstreflexion, zu welchem Mädchen in diesem Alter tendieren, einen erhöhten Risikofaktor darstellen. Ganz wesentlich ist jedoch das Timing der Pubertät. Eine früh einsetzende Pubertät steht mit psychosozialen Anpassungsschwierigkeiten und erhöhtem Problemverhalten in engem Zusammenhang. (Vgl. Ittel & Scheithauer, 2008, S.106) Treten die körperlichen Veränderungen zu früh auf (vor dem Alter von 12 Jahren), kommt es zu einer Überforderung durch die Umwelt, denn ihre emotionale und kognitive Entwicklung stimmt nicht mit dem äußerlichen Erscheinungsbild überein.

*Männliche Risikofelder:* Im Jugendalter kommt es zu höheren Ausprägungen aller Varianten in Form von aggressivem Verhalten. Aggressivität gilt als einer der stabilsten Entwicklungsmerkmale einer Person und ist oft ein Vorbote von delinquentem Verhalten. Es gibt auch bei jugendlichen Mädchen eine Tendenz zu aggressivem-dissozialem Verhalten, wobei diese im Vergleich zu jungen Männern, im späten Jugendalter wieder

deutlich zurückgeht. Wie auch bei den Mädchen, ist der Zeitpunkt des Eintretens der körperlichen Veränderungen entscheidend für eine nicht-normative psychosoziale Anpassung. Ein körperlicher Vorsprung im Vergleich zu anderen Gleichaltrigen wird oft mit „angeberischen und aufschneiderischen“ Verhaltensweisen kompensiert. Unter diesem Aspekt ist auch der intensive Alkohol- und Drogenkonsum zu betrachten. Jungen haben weniger Gelegenheit zu lernen, mit Gefühlen umzugehen. Dies ist auf das leider noch immer traditionelle Rollenbild der Männer zurückzuführen. Eltern sprechen mit ihren Töchtern mehr über emotionale Themen als mit ihren Söhnen.

Es folgt nun die Betrachtung der geschlechtsspezifischen Faktoren von Resilienz auf der Mikro-Ebene, also der direkten Umwelt des Kindes, im interpersonalen Kontext: Mädchen weisen innerhalb der Familie oder unter Freunden eine hohe Bereitschaft auf, über Gefühle zu reden und sich gegenseitig emotionale Unterstützung anzubieten und zu holen. Bei Jungen stehen gemeinsame Aktivitäten und der kompetitive Austausch mehr im Vordergrund. Dadurch weisen Mädchen vergleichsweise eine höhere soziale Kompetenz auf und das Zurückgreifen auf familiäre und soziale Ressourcen fällt ihnen in schwierigen Phasen leichter als Jungen. Das geschlechtsspezifische Erziehungsverhalten von Eltern äußert sich in der Pubertät bei Mädchen besonders konfliktreich. Sie fühlen sich kontrollierter behandelt als Jungen, welche einen größeren Bewegungsumkreis zur Verfügung haben und dadurch früher ermutigt werden, autonom zu agieren. (Vgl. Ittel & Scheithauer, 2008, S.108)

Dem traditionellen Rollenbild zufolge werden Jungen darin bestärkt, sich und ihre Interessen durchzusetzen. Mädchen, die offensiv mit ihren Schwierigkeiten umgehen, laufen Gefahr in eine Außenseiter-Rolle gedrängt zu werden, weil derartiges Verhalten nicht den normativen, geschlechterspezifischen, gesellschaftlichen Erwartungshaltungen entspricht.

Eine Studie von Sampson und Laub aus dem Jahre 1993 zeigt, dass die berufliche Einbindung und eine emotional befriedigende Partnerschaft zu einer positiven Entwicklung bei ehemals delinquenten Jugendlichen beitragen. In Bezug auf die Partnerwahl ist auch ein signifikanter Geschlechterunterschied zu verzeichnen: bei jungen Frauen war ihr Planungsverhalten trotz ihrer Herkunft aus einem „Multiproblem-Milieu“ dafür wesentlich, dass sie sich nicht-deviante Partner wählten. Das Motiv war einen potentiellen Vater zu finden, der sich gemeinsam fürsorglich um die zukünftigen Kinder küm-

mern sollte. Hierbei sollte aber die Tatsache berücksichtigt werden, dass es verhältnismäßig mehr alkoholabhängige, delinquente und antisozial-persönlichkeitsgestörte Männer als Frauen gibt. Deshalb ist das Risiko für junge, heterosexuelle Frauen aus schwierigen Verhältnissen an unzuverlässige Partner zu geraten höher als für die entsprechenden Männer.

Jugendliche aus Familien mit vielfältiger Problembelastung sind sowohl von strukturellen (Armut, Arbeitslosigkeit oder unregelmäßige Teilzeitarbeit, fehlender Schulabschluss bzw. fehlende Berufsausbildung etc.) als auch innerfamiliären (körperlicher und seelischer Missbrauch, innerfamiliäre Gewalterfahrungen etc.) Risikofaktoren gefährdet. Daher ist die Pubertät eine Phase zusätzlich erhöhter Vulnerabilität für Entwicklungsstörungen bei diesen Jugendlichen als vergleichsweise bei Gleichaltrigen, die solchen schwierigen Lebensbedingungen nicht ausgesetzt sind.

### **3.7 Spezifische protektive Prozesse und pathogene Faktoren**

In der aktuellen Resilienzforschung geht es im Bereich allgemeiner Ressourcen, die als förderlich für eine gesunde Entwicklung von Kindern und Jugendlichen angesehen werden, nicht mehr um die statische Erfassung von Schutzfaktoren, sondern vielmehr um die Ergründung von spezifischen, protektiven Prozessen.

Grundsätzlich können bestimmte Merkmale an Temperament, kognitiver Kompetenz, Selbstwahrnehmung, emotionaler Bindung an eine Bezugsperson, erlebtem Erziehungsklima und sozialer Unterstützung, eine breite Schutzwirkung haben.

Auf die Problematik der Multifinalität, also dem „Doppelgesicht“ von Risiko- und Schutzfaktoren, die eine Generalisierung von protektiven Faktoren widerlegt, wurde bereits genauer eingegangen und ist ebenfalls Gegenstand der aktuellen Resilienzforschung.

Unter dem Aspekt der Prozessorientierung ist Resilienz nicht - wie früher - als zeitlich stabile Konstante zu betrachten, sondern vielmehr als etwas temporäres, das sich im Laufe des Lebens verändert. Hierzu muss das Zusammenspiel und die Wechselwirkungen von Risiko- und Schutzfaktoren als ein integrierter, vielschichtiger Prozess verstanden werden, der sich über die gesamte Lebensspanne eines Menschen erstreckt. Diese vielschichtigen Erkenntnisse erfordern noch weitere, aufwendigere, methodische

und konzeptuelle Forschungsdesigns, welche zusätzliche Problemstellungen wie die zugrundeliegende Resilienzdefinition und deren Kriterien (z.B. ob der Fokus auf die Abwesenheit von Störungen und Krankheit gelegt ist oder ob das Erläutern von positiven Merkmalen und Kompetenzen im Vordergrund steht etc.) berücksichtigen. Bei diesen Forschungsmodellen sollten ebenfalls die Kumulation und Wechselwirkungen von Faktoren auf bio-psycho-sozialen Ebenen, Geschlechterunterschiede, etc. miteinbezogen werden.

Für die pädagogische Praxis ist dies von besonderer Relevanz. Die Anerkennung dieser Prozessorientierung bedeutet für die Förderung von Resilienz eine große Flexibilität sowohl der pädagogischen Angebote als auch für diejenigen, welche sie umsetzen.

*So werden auch komplexere Zugänge zu pädagogischen Aufgabenbereichen auf der Grundlage dynamischer Anlage-Person-Umweltinteraktionen eröffnet, und zwar gleichermaßen in ihren gefährdenden wie in ihren schützenden Potentialen für das erziehungs- und hilfebedürftige Individuum. Daraus wächst ein realistisch-optimistischer Blick auf moderne pädagogische Herausforderungen.*  
(Opp & Fingerle, 2008, S.16)

Im Gegensatz dazu stehen kritische Meinungen, die der Ansicht sind, dass es Professionisten, im speziellen Bereich der Sonder- und Sozialpädagogik, vorrangig mit Kindern und Jugendlichen zu tun hätten, die über ein geringes Maß an Resilienz verfügen und aus Familien kämen, in denen pathogene Faktoren überwiegen. Wie bereits erläutert wurde, sind psychische Entwicklungsstörungen im „Multiproblem-Familien-Milieu“ besonders gehäuft. Somit habe die Resilienzförderung und das Einbeziehen salutogener Faktoren weniger Berechtigung als die defizit-orientierte, wie sie früher in der Entwicklungspsychopathologie üblich war.

Der folgende Ansatz ist ein Versuch beide Aspekte zu berücksichtigen:

*Zusammengefasst weist die Kritik von Pauline Boss darauf hin, dass jede Vorstellung von Resilienz erst dann Aussagekraft bekommt, wenn sie Bestandteil eines umfassenderen Konzepts beschädigter Autonomie ist.*  
(Hildenbrand, 2011, S.447)

In diesem fachlichen Diskurs geht es um die Vereinigung der Gegensätze, die es zu betrachten gilt. Das heißt es kann nicht a priori von einer Kategorisierung in Defizite oder Stärken ausgegangen werden, sondern es soll in der Autonomie die Beschädigung und in der Beschädigung die Autonomie betrachtet werden.

Negatives Verhalten und destruktive, innerpsychische Muster zu stoppen oder zu unterbrechen ist für Professionisten erfahrungsgemäß schwieriger als bestehende Fähigkeiten zu fördern. So gesehen ist die Anforderung an die Sozialpädagogik eine besonders Große: mit Beobachtungsgabe und einem differenzierten Blick der Betreuer, unter Rücksichtnahme der strukturellen Gegebenheiten, die Fähigkeiten auf der personellen, innerfamiliären und sozialen Ebene der Adressaten aufzuspüren und zu fördern.

Um dies zu veranschaulichen folgt ein Fallbeispiel aus der Praxis eines männlichen Jugendlichen: In seiner frühen Kindheit wurde er in die Obsorge von Pflegeeltern übergeben. Seine leibliche Mutter war alleinerziehend und litt unter einer schweren psychischen Erkrankung. Aufgrund von massiver Dissozialität sind diese mit der Erziehung des Jungen später im jugendlichen Alter überfordert und er wechselt in verschiedene betreute Wohngemeinschaften. Sein impulsives Ausagieren äußert sich in Beschädigungen von Gegenständen sowie Gewalttätigkeiten in der Schule und gegen andere Personen. Ein Betreuer bemerkt allerdings seine Leidenschaft für das Kochen. Hier setzt er an und teilt ihm beim gemeinsamen Kochen besondere Verantwortungsbereiche zu. Weiters gelingt es ihm, auf Initiative seines Vorgesetzten einen Restaurant-Besuch in London bei Jamie Oliver zu organisieren, der für den Jugendlichen ein großes Vorbild bzw. ein Idol darstellt. Aufgrund dieser absoluten Besonderheit und höchst individuellen, außergewöhnlichen Intervention wird dem Jugendlichen vermittelt, dass man an ihn und seine Kochkompetenz glaubt und große Mühen, sogar hohe Kosten und arbeitsrechtliches Risiko auf sich genommen wird, um ihm dies zu ermöglichen. Dieses Fallbeispiel stammt aus einer betreuten Wohnungseinrichtung im 7. Bezirk unter der Leitung von Herbert Siegrist, der im Rahmen eines Hospitationsbesuches vor Ort darüber berichtete.

## 4 Lösungsansätze der Resilienzforschung

### 4.1 Resilienzorientierung in der Praxis der Kinder- und Jugendhilfe

Alle professionell ausgebildeten Berufsgruppen im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe sollten sich sowohl der Probleme als auch der Autonomiepotenziale ihrer Adressaten bewusst sein. Nichts desto trotz muss auf die Gefahr der negativen Sichtweise hingewiesen werden. Oft sind die Rahmenbedingungen am Arbeitsplatz für Betreuer im sozialen Bereich nicht angemessen gestaltet. Dadurch wird es schwierig, die Anforderungen professioneller Begleitung der Adressaten zu gewährleisten und dabei auch auf die eigenen Kapazitäten und Grenzen als Betreuer zu achten. Durch eine mögliche Überforderung besteht die Gefahr einer verstärkten negativen Wahrnehmung und Sichtweise der Professionisten.

Mangelnde personelle Ressourcen haben tendenziell reaktive Handlungsweisen der Betreuer auf Problemverhalten der Kinder- und Jugendlichen zur Folge und eine aktive vorausplanende Steuerung für konstruktive Lösungen und Handlungsmöglichkeiten tritt in den Hintergrund. Wer über längeren Zeitraum unter ungünstigen Arbeitsbedingungen mit herausfordernden Adressaten zu tun hat, läuft Gefahr die Sichtweise für die Bewältigung eines schwierigen Lebens der zu Betreuenden zu vernachlässigen.

Weiters muss festgehalten werden, dass im medizinischen, psychologischen und sozialarbeiterischen/sozialpädagogischen Ausbildungswesen, nach wie vor Störungsbilder, d.h. eine defizitäre Sichtweise, und weniger Resilienzbilder vermittelt werden. Folgende Fragestellungen sollten in den genannten Ausbildungsbereichen mehr in den Vordergrund gerückt werden (Vgl. Hildenbrand, 2011, S.457):

- Wie haben es die Adressaten geschafft, in Anbetracht der schwierigen Umstände, dennoch eine gewisse Handlungsfähigkeit zu bewahren?
- Auf welche individuellen, innerfamiliären und sozialen Ressourcen konnten sie bis jetzt zurückgreifen?
- Wie wird die Bewältigung dieser schwierigen Situation beim Adressaten eine Hilfe zur Erweiterung der eigenen Autonomiepotenziale?
- Wozu dienen dysfunktionale Dynamiken der Adressaten, welche sich durch Beschädigungen und Problemverhalten äußern?

Die Ergebnisse der Resilienzforschung können den Professionisten dahingehend behilflich sein, die Sichtweise auf das bereits beschriebene Konzept beschädigter Autonomie zu spezifizieren und zu erweitern.

Wie wäre nun eine passende Handlungsweise im Sinne der Resilienzorientierung bei Verdacht auf Kindeswohlgefährdung in Bezug auf das Jugendamt und seine ausführenden Organe zu sehen? In einem seit 2001 laufenden, deutschen Forschungsprojekt untersuchen Hildenbrand und seine Kollegen Handlungsmuster im Umgang mit Kindeswohlgefährdung. Es konnten anhand von genauer Analyse der Jugendamtsakten zwei Handlungsmuster verifiziert werden:

Das erste wird von ihnen als „minimale Reaktion aus der Distanz“ bezeichnet, damit ist eine abwartende Verhaltensweise gemeint, wobei vorrangig andere Instanzen wie Polizei oder psychiatrische Ärzte handeln. Das zweite benennen sie „Maximale Reaktion“, welche sich durch besonders rasche Interventionen auszeichnet, die sofortige, stationäre Unterbringung zur Folge hat.

Aus einer Betrachtungsweise, die durch beide extreme Handlungsweisen des Jugendamtes eine Über- oder Unterforderung der Adressaten nach sich ziehen, leitet Hildenbrand eine Grundhaltung in der Kinder- und Jugendhilfe ab, die er als „vigilantes Abwarten im Rahmen professionellen Handelns“ bezeichnet. Bei einer Gefährdungsmeldung kommt es nicht unmittelbar zu einer Herausnahme des Kindes, aber auch nicht zu einer Form der gänzlichen Ignoranz. Es sollten die Autonomie- und Resilienzpotenziale der Familien genauer erkundet und den konkreten Hinweisen auf die Gefährdung des Kindes gegenübergestellt werden. Damit soll einem voreiligen, raschen Handeln seitens des Jugendamtes bei Kindeswohlgefährdung Einhalt geboten werden. Es besteht dadurch die Möglichkeit, dass Veränderungsprozesse und Stärkepotentiale bei den Betroffenen selbst mehr Chancen eingeräumt oder auch zugelassen werden könnten.

## 4.2 Verlässliche Beziehung und Vorbildfunktion als Grundstein resilenzfördernder Sozialpädagogik

In einer postmodernen Gesellschaft, die von wachsenden Unsicherheiten und strukturellen Schwierigkeiten geprägt ist, ist Resilienz eine zunehmend wichtige Fähigkeit, um die entsprechenden Lebensanforderungen bewältigen zu können. Für Jugendliche aus Familien mit vielfältiger Problembelastung stellen diese gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ein noch größeres Risiko dar, damit nicht fertig zu werden.

Die Forschung lässt zwar eine optimistische Sicht auf die pädagogische Förderung von Resilienz zu, jedoch muss akzeptiert werden, dass sie nicht in „technisch“ konstruierten Trainingsprogrammen förderbar ist. *„Resilienz baut vielmehr auf verlässliche Beziehungsangebote und die Erfahrung von Selbstwirksamkeit im Lebensalltag auf.“* (Wustmann, 2011b, S.350)

Für das Arbeitsfeld der Sozialpädagogik bedeutet das, dass Pädagogen gefragt sind, die Kindern und Jugendlichen mit großer Aufmerksamkeit begegnen und sich für deren Bedürfnisse, Fragen und Wünsche interessieren. Um sie an die Anforderungen der Schul- und Berufswelt in einer sich rasch wandelnden Gesellschaft vorzubereiten, gilt es für die Sozialpädagogen als „resilientes“ Rollenvorbild voranzugehen.

Für eine flexible Anpassung an vorherrschende Umweltbedingungen ist lebenslanges Lernen ein wesentlicher Bestandteil. Um als Betreuer diese Vorbildfunktion für Kinder und Jugendliche zu erfüllen, sind folgende Merkmale und Eigenschaften wesentlich:

- Interesse an Themen, Personen und Dingen zu zeigen;
- engagiert sein: sich mit etwas vertiefend zu beschäftigen oder sich für etwas einzusetzen;
- Herausforderungen und Schwierigkeiten standzuhalten: Probleme zu erkennen und Lösungsstrategien zu entwickeln; die Adressaten dabei einzubinden sowie sich selbst zu Fehlern und Missgeschicken zu bekennen, aus denen man lernen und an denen man wachsen kann;

- das bewusste Mitteilen und Ausdrücken von Absichten und Gefühlen;
- Verantwortung zu tragen und klare Entscheidungen zu treffen, diese auch konsequent umzusetzen (was impliziert, auch neue Vereinbarungen aufgrund von veränderten Situationen aushandeln zu können).

Damit das Vorbild des betreuenden Sozialpädagogen von Kindern und Jugendlichen angenommen werden kann, ist eine vertrauensvolle, authentische und aufrichtige Beziehung zu ihm die wichtigste Voraussetzung. Damit die Beziehung zwischen einem Kind bzw. Jugendlichen und seinem Bezugsbetreuer als protektiver Faktor, der im erzieherischen Kontext Resilienz fördert, funktioniert, ist die Qualität der Beziehung von besonders großer Bedeutung. Dies erfordert viel Mut, Offenheit und Kraft, denn im Umgang mit Jugendlichen, die belastenden Interaktionsmustern ausgesetzt sind, muss man mit aggressiv-verletzenden oder feindselig-demütigenden Provokationen rechnen.

Deshalb braucht der sensible Prozess der Beziehungsgestaltung im Rahmen der Jugendhilfe ausreichend begleitende Unterstützung. Dafür sind eine reflektierende Metaebene im Rahmen einer Supervision und eine schriftliche Reflexion hilfreich. Aber auch ein konstruktives Team, in dem sich Mitarbeiter gegenseitig unterstützen und ermutigen, sind wichtige Rahmenbedingungen. Um die Beziehungsqualität zwischen Adressat und Bezugsbetreuer bestmöglich gewährleisten zu können, sollte die Anzahl der Kinder bzw. Jugendliche pro Bezugsbetreuer so gering wie nur möglich sein.

Im Alltag erleben Kinder und Jugendliche, ob der Sozialpädagoge bzw. Bezugsbetreuer für sie eine stabile Ressource ist, auf die sie immer wieder zurückgreifen können. Kinder und Jugendliche möchten konkret wissen, wann „ihre“ Bezugsbetreuer wieder im Dienst sind, wann sie mit deren Anwesenheit rechnen können und wann nicht.

### **4.3 Kongruentes Verhalten und Ambiguitätstoleranz**

Sozialpädagogische Beziehungsgestaltung beschränkt sich nicht nur auf Zuhören, Beobachten, Verstehen und Mitteilen, sondern will im Alltag erlebt werden. Kinder und Jugendliche wollen ihre Betreuer als leibliche Person authentisch erleben und erfahren. Die Beziehung wird mit gemeinsamen er- und durchlebten Erfahrungen im Alltag, aber auch bei Freizeitaktivitäten erlebt und gefestigt. Durch erhöhte Vielfalt und Ab-

wechslungsreichtum verschiedener gemeinsamer Situationen können Kinder und Jugendliche die Stabilität einer Beziehung im gemeinsamen Erleben erkennen.

Verhaltensänderung setzt neben einer verbesserten Wahrnehmung immer auch die Verfügbarkeit von Verhaltensalternativen voraus. Diese Verhaltensalternativen können sowohl im Rahmen von Trainingsprogrammen, wie sie derzeit speziell im Bereich der Resilienz in Deutschland eine Phase der „Hochkonjunktur“ durchlaufen, vermittelt werden. Effektiver und nachhaltiger lassen sie sich doch im Alltagsgeschehen umsetzen. Wie bereits erwähnt kann der Sozialpädagoge hier mit seinem Verhalten und seinem Tun als Vorbild wirken, an dem sich Kinder und Jugendliche orientieren und Vorgelebtes unbewusst oder bewusst ausprobieren können.

Im gemeinsam gelebten Alltag erfahren Kinder und Jugendliche, ob Worte wie Partizipation, Mitbestimmung, Wertschätzung, Vertrauen, individuelle Förderung usw. nur theoretischen Bestand haben oder ob sie wirklich gelebt werden. Worte, Gefühle und Taten müssen übereinstimmen - dann handelt es sich um kongruentes Verhalten. Absprachen und Vereinbarungen werden Tag für Tag auf Bewährungsprobe gestellt. Deren konsequente Einhaltung vermittelt ihnen Sicherheit und Geborgenheit, welche sie benötigen, um weitere Schritte in ihrer Entwicklung gehen zu können. Eine klare und überschaubare Tages- und Wochenstruktur, deren Sinnhaftigkeit von den Kindern und Jugendlichen erfasst und verinnerlicht wird, trägt ebenfalls zur Vermittlung von Sicherheit bei.

Durch die Beziehungsgestaltung erhält der Sozialpädagoge ein Bild von seinem Gegenüber, das es ihm ermöglicht, Kindern und Jugendlichen Aufgaben und Forderungen auf eine solche Art anzubieten, dass sie jene erfüllen und ein Gefühl der Selbstwirksamkeit erleben können d.h. die Erfahrung zu machen, dass sie imstande sind etwas zu bewirken. Der Sozialpädagoge schafft im Alltag Gelegenheiten, damit Kinder und Jugendliche sich als Ursache einer Wirkung im positiven Sinne erleben. Positive Lernerfolge entstehen dort, wo Kinder und Jugendliche Aufgaben selbst ausführen, wenn nötig unter Anleitung und deren Auswirkung erkennen und reflektieren.

Eine zu enge Beziehung mit hoher, erzieherischer Dichte darf das Autonomiebestreben von Kindern und Jugendlichen nicht blockieren, sondern muss es in einem fördernden Sinne aufgreifen und im Sinne „Hilfe zur Selbsthilfe“ unterstützen.

Gleichzeitig (wie im vorigen Punkt angeführt) muss aber auch dem Kind bzw. dem Jugendlichen im Rahmen der Beziehungsgestaltung geholfen werden, Anpassungsleistungen an soziale und gesellschaftliche Erwartungen entwickeln zu können.

*„Wo jemand herkommt und wo er hin geht, wird künftig von Bedeutung sein – und nicht nur, wo er und wo sie gerade steht.“* (Müller, 2011. S.326) Dieses Zitat formuliert eine den Kindern- und Jugendlichen gegenüber aufgeschlossene Haltung, die eine Grundlage für sozialpädagogische Interventionen darstellen kann. Die Herkunft und die Gesamtheit der Persönlichkeit sollten in Betracht gezogen und eine realistische, zukünftige Entwicklung berücksichtigt werden. Internationale Studien belegen, dass Interventionen, wenn sie auf Ressourcen aufbauen, die im natürlichen Netzwerk der Adressaten verankert sind, eine höhere Chance auf Erfolg und Nachhaltigkeit haben. Resilienzprogramme, die sich ausschließlich mit den Kindern und Jugendlichen befassen, sind weniger effektiv als kombinierte Trainingsprogramme, welche die Familie und das soziale Umfeld miteinbeziehen und zu noch besseren Resultaten führen, wenn sie in deren Lebensalltag integriert werden. (Vgl. Lösel, 2005, 10.MP3-File ab 1:40 Min.) Soziale Arbeit und sozialpädagogische Betreuung, die das gesamte Umfeld und die Familien der Kinder und Jugendlichen inkludieren, sind Grundprinzip systemischer, lösungsorientierter Sicht- und Handlungsweisen.

In der aktuellen Resilienzforschung werden zahlreiche Trainingsprogramme auf ihre Effektivität überprüft. Hierbei ist die Schwierigkeit der Evaluierung groß. Wenn konkrete Items im Rahmen von Trainingseinheiten, welche beispielsweise auf die Verbesserung von Problemlösefähigkeit und soziale Perspektivenübernahme abzielen, unmittelbar nach Beendigung des Programmes abgefragt werden, kann das nur zu positiven Resultaten führen. Interessant sind die Langzeiteffekte und die Nachhaltigkeit von resilienzfördernden Trainingsprogrammen, doch hierzu gibt es noch keine Ergebnisse. Kombinationsprogramme, wie in einigen Studien bewiesen wurde, sind effektiver.

*Abgesehen von dem hohen Personalbedarf für ein zuverlässiges Fallmanagement und den damit einhergehenden Kosten, stellen solche Präventionsstrategien hohe Ansprüche an die zeitliche Verfügbarkeit, Zugänglichkeit und Vernetzung von Angeboten sowie ihre Individualisierung.* (Fingerle, 2011, S.217)

Es ist wichtig, die Inhalte aktueller Resilienzforschungsergebnisse und die sich daraus ableitenden Lösungsansätze in Ausbildungen von Fachleuten, wie beispielsweise Sozialpädagogen, zu integrieren. Sie stellt einerseits einen effizienteren Umgang mit finanziellen und zeitlichen Ressourcen dar, andererseits ist durch eine kontinuierliche Präsenz der Betreuer eine Integration in den Lebensalltag der Kinder und Jugendlichen gewährleistet. In diesem Ausbildungsbereich und Arbeitsalltag wird der Aspekt der Elternarbeit noch viel zu sehr vernachlässigt. Aus systemischer Perspektive wäre diese jedoch ein wesentlicher Bestandteil für eine konstruktive Entwicklung von Kindern und Jugendlichen und deren Familien.

Um Resilienz und Anpassungsfähigkeit bei Kindern- und Jugendlichen aus dem „Multiproblem-Milieu“ fördern zu können, scheint die Persönlichkeitseigenschaft der Ambiguitätstoleranz auf der Betreuerseite ein wesentlicher Faktor zu sein. Hier sind Persönlichkeiten gefragt, die sowohl in der Lage sind mit Widersprüchlichkeiten, Inkonsistenzen oder mehrdeutigen Informationslagen der Adressaten umzugehen, als auch die Adressaten selbst in ihrer Vielschichtigkeit wahrzunehmen und positiv zu bewerten. Sie müssen in der Lage sein, die Koexistenz von positiven und negativen Eigenschaften in ein- und derselben Person erkennen zu können. Gerade bei diesen Adressaten liegen die Pole bezüglich ihres Verhaltens besonders weit auseinander.

Weiters sollten die Norm- und Wertvorstellungen ihrer Lebenswelten betrachtet werden, sonst besteht die Gefahr der „Überstülpung“, d.h. dass die pädagogischen Interventionen zwar dem eigenen Weltbild der Betreuer entsprechen (das mit einem höheren Bildungsniveau korreliert), aber eine „Verfehlung“ beim Adressaten darstellen. Diesbezüglich spielt der Aspekt der Anschlussfähigkeit eine wichtige Rolle. Denn für eine gut funktionierende, wechselseitige Kommunikation zwischen Adressat und Betreuer müssen bestimmte Anknüpfungspunkte geschaffen werden. Hierzu folgt ein praktisches Beispiel: Auch wenn der Betreuer in seiner Freizeit Qualitätszeitungen liest, lohnt es sich für ihn ebenfalls die Boulevard-Blätter anzuschauen, aus denen sein Klientel vorzugsweise Nachrichten bezieht. Daraus gehen Anknüpfungspunkte hervor, worüber die zu betreuenden Jugendlichen reden und was bei ihnen gerade „Thema“ ist.

#### **4.4 Erziehungsstil zur Förderung von Resilienz**

Im Rahmen der bereits vorgestellten Bielefelder-Invulnerabilitätsstudie war das erlebte Erziehungsklima im Heim eine bedeutsame und stabilisierende Variable. Ein entwicklungsförderlicher Effekt ging insbesondere vom autoritativen/demokratischen Erziehungsstil aus. Die zentralen Merkmale lassen sich in folgende Aspekte zusammenfassen (Vgl. Wustmann, 2011a, S.109):

- emotionale Wärme, Wertschätzung, bedingungslose Akzeptanz
- offene, partnerschaftliche, konstruktive Kommunikation (kongruentes Gesprächsverhalten, aktives Zuhören, Verwendung von Ich-Botschaften)
- klare, konsistente Verhaltensregeln
- produktive Rückmeldungen
- Kontrolle
- Monitoring

Als Monitoring werden beobachtende, erzieherische Verhaltensweisen bezeichnet, die eine Überwachung von Aufenthaltsorten, Aktivitäten und Entwicklungen der Kinder und Jugendlichen umfassen. Dies erfolgt in Form von konkreten Fragen und kontrollierenden Handlungen seitens der Betreuer sowie durch Selbstöffnung der Adressaten.

Es kommt bei einem autoritativen/demokratischen Führungsstil auf eine ausgeglichene Balance zwischen autoritären, nachvollziehbaren Vorgaben und der Möglichkeit zu individuellem und interessenbezogenem Handeln an. Angesichts der heutigen differenzierten Betrachtung von unterschiedlichen Risikofaktoren, mit denen Kinder- und Jugendliche in ihren verschiedenen Lebensphasen konfrontiert sind, ist es umso wichtiger, sich speziell bei Kindern und Jugendlichen aus Familien mit vielfältiger Problembelastung, bei der sozialen Begleitung an Lebensalter und an der Lebensphase zu orientieren. Ein grundsätzlich autoritativer/demokratischer Erziehungsstil lässt sich nicht bei allen Adressaten pauschal und allgemeingültig anwenden. Er sollte hier, je nach Einzelfall und je nach riskanten Umständen der zu Betreuenden, klug und einfühlsam adaptiert werden.

Aus dem Experteninterview mit Frau Averbek (Jugendamt Dortmund) geht hervor, dass besonders resiliente Kinder- und Jugendliche sich selbstständig behaupten und ihre Rechte einfordern können. Sie verfügen über ein enormes Durchsetzungsvermögen, aufgrund dessen den Betreuern der Umgang mit ihnen nicht leicht fällt. (Vgl. Roemer & Zander, 2011, S.659) Emotionale Wärme und bedingungslose Akzeptanz, sowie die Begegnung auf gleicher Augenhöhe ist nicht immer möglich - und soll es auch nicht. Erziehung ist ohne angemessene Grenzsetzung nicht denkbar. Dazu ist ein hierarchisches Gefälle teilweise notwendig. Bestimmte Grenzen sind für die Organisation des Alltages notwendig. Ohne Regeln und Einhaltung getroffener Vereinbarungen ist ein soziales, gemeinschaftliches Zusammenleben unmöglich. Erwachsene, die nachvollziehbare Regeln bestimmen und deren Einhaltung konsequent einfordern, sind für Kinder und Jugendliche berechenbar und verlässlich. Grenzveränderungen sind mit zunehmendem Alter wesentlich. Wenn Kinder und Jugendliche, die den Betreuern anvertraut werden, verständnisvoll und professionell begleitet werden sollen, muss dies unter der Rücksichtnahme ihres Alters, Geschlechtes, Lebensphase, sozialer und kultureller Herkunft erfolgen. (Vgl. Müller, 2011, S.326)

Die Aneignung musikalischer oder sportlicher Fertigkeiten, das Bemühen nach positiven Gefühlen und vor allem Humor können günstige Voraussetzungen sein, dass Menschen widrige Umstände verarbeiten können und sich von ihnen nicht überwältigen lassen. Humor ermöglicht einen breiteren Handlungsspielraum im Umgang mit Kindern- und Jugendlichen. Weiters wird er im salutogenesischen Konzept von Antonovsky (1979) als Mittel gegen Stress und Resignation betrachtet. Unter diesem Aspekt ist Humor ein wesentlicher Faktor in der Erziehung.

Die Bedeutung von religiöser oder spiritueller Orientierung ist in der Resilienzforschung bestätigt worden und wurde in einigen Studien als protektive Ressource belegt. In Zeiten des vorherrschenden aggressiven Materialismus ist die Notwendigkeit einer stabilisierenden Orientierungshilfe für Kinder und Jugendliche im Sinne von Glauben oder eine konsequente Vermittlung von Werten besonders legitim. Wie könnte eine solche Orientierungshilfe in Zeiten von globaler Migration und innereuropäischer Binnenwanderung in meist sozialdemokratisch geprägten Jugendhilfeeinrichtungen von den Betreuern umgesetzt werden? Die genaue Abhandlung dieser Fragestellung würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Ein möglicher Ansatz wäre jedoch der verstärkte Einsatz von Ritualen in betreuten Wohnungseinrichtungen für Kinder- und Jugendliche.

Rituale in Form von Festen und Feiern helfen, Inhalte bewusster werden zu lassen, zu vertiefen oder bestimmte Themen, wie z. B. Abschied, besser zu verarbeiten. Abschied und Trennung spielen in Beziehungen eine besondere Rolle. Feste, Briefe oder ein Geschenk als Symbol zur Erinnerung, können Kindern und Jugendlichen helfen, diesen Prozess positiver abzuschließen.

Zu Ritualen gehört auch das Feiern von erreichten Erziehungszielen. Die „Feier“ kann hier die vereinbarte Belohnung sein, aber auch die erlebbare Erfahrung ein pädagogisches Ziel erreicht zu haben. Auch lebendige Traditionen z.B. Feste aus verschiedenen Religionen, können zum gemeinsamen Erleben beitragen. Aus dem Vergleich, wie und weshalb in verschiedenen Kulturkreisen gefeiert wird, können Gemeinsamkeiten verschiedener Kulturen abgeleitet werden. Es geht dabei darum, den Kindern- und Jugendlichen Werte und Sinnggebungsansätze zu vermitteln, die das Leben im Sinne von Menschlichkeit und einem würdigen Miteinander stärken. Toleranz, Kenntnisse und Verständnis (gegen)über verschiedenartigen Kulturen sind in einer Zeit, die von globalem, wirtschaftlichen Handel und Migration geprägt ist, ein wichtiger Bestandteil eines funktionierenden Gesellschaftsleben geworden.

#### **4.5 Biophile Allianz statt Protektion im Umgang mit Risiko-Jugendlichen**

In fachlichen Kreisen speziell im Umgang mit delinquenten Jugendlichen liegt die Vermutung nahe, dass es Kinder und Jugendliche gibt, denen nicht mehr zu helfen sei. Wenn diese Aussage nicht als kognitive und moralische Unzulänglichkeit von Fachleuten angesehen werden soll, stellt sich die Frage, ob diese Meinung durch theoretische Aspekte untermauert werden kann:

*Wer [...] die Widerstandsfähigkeit von Kindern und Jugendlichen als wünschenswerte Resultante von Wechselwirkungsprozessen zwischen personalen protektiven Faktoren und sozialen Ressourcen begreift, und wer demzufolge pädagogische Interaktionen auf die Steigerung einer im Individuum zu erzeugenden Widerstandsfähigkeit fokussiert, betreibt ein gefährliches Spiel. (Hiller, 2008, S.267)*

Um wechselwirkende Prozesse in Bezug auf die Förderung von Resilienz positiv beeinflussen zu können, bedarf es personeller und sozialer Ressourcen. Bei diesen Ju-

gendlichen sind die Ressourcen jedoch mit risikoerhöhendem Effekt verbunden. Auf personeller Ebene von delinquenten Jugendlichen, die von geringeren, kognitiven Fähigkeiten, mangelnder, sozialer Kompetenz, emotionaler Instabilität und Nicht-Motivierbarkeit geprägt sein kann, rückt in der Resilienzforschung und Entwicklungspathologie die biogenetische Disposition zu stark in den Vordergrund. Deshalb kann es dazu kommen, dass es zu Ausgrenzung und innerlichem Aufgeben der Adressaten seitens der Betreuer führt. Auf diese Gefahr soll das obenstehende Zitat von Hiller aufmerksam machen.

Wie soll es daher möglich sein, die nach Wustmann aufgeschlüsselten Resilienzfaktoren auf personeller Ebene wie Selbstwahrnehmung, Selbstwirksamkeit, Selbststeuerung, soziale Kompetenz, Umgang mit Stress und Problemlösungsfähigkeit im Bereich von delinquenten Jugendlichen zu fördern?

Es liegt auf der Hand, dass förderliche Komplizenschaft mit Jugendlichen in brisanten Lebenslagen mehr als Resilienzförderung auf ausschließlich personeller Ebene beinhalten sollte. Bei entkoppelter Betrachtungsweise von westlich-bürgerlichen Werten und Normen muss festgehalten werden, dass die von Wustmann aufgeschlüsselten Resilienzfaktoren bei delinquenten Jugendlichen beispielsweise in Einbruchsbänden - zwar auf eine andere Art - aber ebenfalls gefördert werden können.

*Aus dieser Sicht wird die „Bande“ als eine Bezugsgruppe verstanden, die den Kindern die nötige Stärke vermitteln kann, um sich gegenüber den täglichen Zumutungen und Bedrohungen zu behaupten. (Liebel, 2011, S.544)*

Dazu ein Fallbeispiel von Frau Averbek vom Jugendamt Dortmund (Vgl. Roemer & Zander, 2011, S.659-660): Sie berichtet in ihrem Interview über einen männlichen Jugendlichen, der seit seinem 12. Lebensjahr auf der Straße lebte. Die Jugendhilfe war an ihre Grenzen gestoßen. Es gab weder ein zu Hause noch interessierte Eltern. Durch niederschwellige Betreuungsarbeit in einem Apartment, gelang es einem Pädagogen einer Heimeinrichtung eine Beziehung zu diesem aufzubauen. Über die Zeit auf der Straße berichtete der Jugendliche, dass er dort das erste Mal in seinem Leben erfahren konnte, was Freundschaft bedeute und dass er dort Menschen kennengelernt habe, auf die er sich verlassen konnte. Auf der Straße habe er gelernt, Verantwortung für andere zu übernehmen und seine Leidenschaft für das Gitarre spielen entdeckt. Diese erworbenen Fähigkeiten wurden seitens des Betreuers bestätigt.

Die Vorstellungen von Lebensmustern eines akademisch ausgebildeten Personals und denen von Risiko-Jugendlichen liegen oft weit auseinander. Wenn junge Menschen bemerken, was ihnen an Lebensperspektive angedient wird, reagieren sie höchstwahrscheinlich mit Revolte und signalisieren, dass sie möglicherweise etwas anderes im Leben erwarten als einen, beispielsweise, schlecht bezahlten Job in einer Autoherstellerfabrik.

*Stattdessen sich kontinuierlich und auf lange Sicht mit Gelassenheit, Geistesgegenwart und Kompetenz, also einfallsreich und humorvoll-flexibel auf Jugendliche und junge Erwachsene einlassen, die in Schwierigkeiten stecken, sie ertragen und aushalten, ihnen Chancen zuspieren und ihnen die Gewissheit vermitteln, dass sie auf uns zählen können, komme, was da wolle;*

(Hiller, 2008, S.271)

Hiller greift hier die „biophile Allianz“ von Jegge auf, die in der Allianz mit dem Adressaten einen beidseitigen Lernprozess sieht. Sowohl der Betreuer als auch sein Adressat können aneinander wachsen und sollten sich durch Ambivalenzen und Paradoxien im Leben nicht abschrecken, sondern immer wieder neu überraschen lassen.

Weiters beschreibt Hiller in Anlehnung an Luhmann, dass sich das Leben von Menschen nicht mehr als eine Einheit begreifen lässt, die man als „gelungen“ bewerten könne. Folglich sollte sich die Sozialpädagogik nicht um gut integrierte Persönlichkeiten bemühen, sondern vielmehr darum, die Lebenspraxis als Bündel von Teilkarrieren zu betrachten. Klarerweise kommt es hierbei zwar zu Wechselwirkungen, die aber nicht in einem hierarchischen Abhängigkeitsverhältnis zueinander stehen. Diese sogenannten Teilkarrieren sind in folgende Lebensbereiche unterteilt:

- Ausbildung/Beschäftigung (eingeschlossen Arbeitslosigkeit)
- Finanzen
- Legalität
- soziale Beziehungen und Netzwerke
- Gesundheit
- Zeitmanagement (Erwerbs-, Pflichtzeiten und Freizeitgestaltung)
- Umgang mit Ämtern, Behörden usw. (Zivilkompetenz)
- Aufenthalt/Wohnung

(Vgl. Hiller, 2008, S.272)

In der Erziehung, speziell im Umgang mit Jugendlichen, ist es hilfreich, sich dessen bewusst zu werden, dass auf die Lebenspraxis anderer und somit auf die Summe aller Teilkarrieren nicht durch pädagogische Interventionen eingewirkt werden kann. Folglich sind teleologische Konzepte, die einen positiven Ausgang in der Gesamtentwicklung eines Kindes bzw. Jugendlichen zu ihrem Ziel machen, grundsätzlich kritisch zu hinterfragen. Die Loslösung einer Vorstellung von einem pädagogischen Gesamtkonzept, dass jedem Jugendlichen aus einem „Multiproblem-Milieu“ dazu verhelfen kann, eine gute Laufbahn einzuschlagen, erscheint für alle Beteiligten ratsam.

Es geht vielmehr darum, dass Betreuer sich als Co-Manager mit Engagement und Cleverness sehen, die Prozesse begleiten und sich für ihre Jugendlichen kontinuierlich zur Verfügung stellen. Gerade bei Risiko-Jugendlichen geraten Dinge leicht außer Kontrolle und sie haben nichts mehr im Griff - auch sich selbst nicht. Hier sind Erwachsene gefragt, die sich bewusst sind, dass zu simple, optimistische Konzepte für eine erfolgreiche Integration in die Gesellschaft, in der Chancenungleichheit und leistungsorientierte Normen existieren, nicht das Ziel sein kann, um die Adressaten als Endresultat „gut entwickelt“ präsentieren zu können.

#### **4.6 Resilienzförderung im Sinne der Organisation von Passungsverhältnissen**

Um die Wahrscheinlichkeit der Förderung von Resilienz bei Kindern und Jugendlichen zu erhöhen, sollte sie sich nicht auf das Training personaler Bewältigungsressourcen beschränken, sondern deren Lebensumfeld und strukturelle Rahmenbedingungen berücksichtigen. Wie lässt sich Resilienz nun unter der Berücksichtigung dieser komplexen und dynamischen Aspekte fördern?

Auf den wesentlichen Faktor einer stabilen Bindung, die einen Rahmen für Kinder und Jugendliche darstellt, indem sie einerseits Sicherheit erfahren, andererseits aber genügend Raum erhalten, um ihre Umwelt und ihre Fähigkeiten entdecken zu können, wurde bereits ausführlich eingegangen. Der Aspekt eines beidseitigen Lernprozesses und gegenseitiger Anpassung zwischen Adressaten und Betreuern wurde ebenfalls in den Mittelpunkt gerückt.

Unter der Berücksichtigung von Multifinalität, d.h. der Ambiguität von Schutzfaktoren, steht eine differenzierte Stärkung der Ressourcen im Vordergrund. Das Nischenkonzept von Fingerle stellt einen Lösungsansatz dar, der diesen Anforderungen gerecht zu werden versucht. Eine praktikable sowie anschlussfähige Förderung von Resilienz auf personeller Ebene muss die Erkundung, Organisation und Etablierung entwicklungs-fördernder, sozialer Nischen miteinbeziehen. Diese Nischen zeichnen sich durch drei konstituierende Bedingungen aus (Vgl. Fingerle, 2008, S.304):

1. Die Regulationsfähigkeit einer Person darf nicht überfordert werden d.h. sie darf einerseits Stressoren nicht gänzlich fernhalten, aber andererseits auch keine unerfüllbaren Veränderungsanforderungen stellen.
2. Die Förderung der Exploration der Umwelt und Fähigkeiten müssen gegeben sein.
3. eine Orientierung der Exploration auf Ziele, die anschlussfähig für die eigenen Fähigkeiten und im weiteren Sinne auch sozial anschlussfähig sind.

*Empirische Unterstützung erfährt eine nischenorientierte Betrachtungsweise in späteren Lebensabschnitten durch Befunde aus der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In einigen Studien zu Berufs- und zu Bildungsbiographien konnte gezeigt werden, dass selbst Menschen mit sehr riskanten Ausgangslagen in der Lage sind, beruflich erfolgreich zu sein, wenn es ihnen gelingt, Arbeitsplätze zu finden, die Charakteristika der oben beschriebenen Nischen aufweisen. (Fingerle, 2008, S.305)*

In einer Untersuchung von Nohl zu Bildungsprozessen bei bildungsbenachteiligten Jugendlichen konnte gezeigt werden, dass sie durch zufällige Schlüsselerlebnisse dazu angeregt wurden, eigene Fähigkeiten zu erkennen und diese durch einen selbstorganisierten Bildungsprozess förderten.

Der aktuelle und mehrfach preisgekrönte, österreichische Spielfilm mit dokumentarischem Charakter „Atmen“ von Karl Markovics veranschaulicht diese Thematik. Der Film portraitiert einen straffälligen Jugendlichen aus dem „Multiproblem-Milieu“, der einen anderen Jugendlichen in der gemeinsam betreuten Wohngemeinschaft bei Handgreiflichkeiten tödlich verletzt. Frustriert boykottiert er die Arbeitsstelle in einer Werkstätte, die sein zuständiger Sozialarbeiter für ihn organisiert hat, und verliert sie. Für

die bevorstehende Anhörung beim Richter, die möglicherweise eine vorzeitige Entlassung aus der Jugendstrafanstalt bewirken könnte, ist jedoch eine berufliche Anstellung des Jugendlichen notwendig. Ein Stellenangebot in der Zeitung veranlasst den Jugendlichen dazu, Eigeninitiative zu zeigen und er bewirbt sich bei einem Bestattungsunternehmen. Er wird genommen und versucht - trotz verschiedener Schwierigkeiten - diesen Job konsequent zu behalten.

Aus den Forschungsergebnissen von Nohl ließe sich nun für die Sozialpädagogik im Umgang mit Jugendlichen aus Familien mit vielfältiger Problembelastung ableiten, dass das Betreuungsangebot möglichst offen und flexibel gestaltet werden muss, um die Umsetzung von entwicklungsorientierten Nischen zu ermöglichen und mögliche prozessbedingte Misserfolge bearbeiten zu können. Die Aufgabe sozialer und sozialpädagogischer Arbeit liegt nun darin, Rahmenbedingungen für diese Jugendlichen zu schaffen, in welchen eine flexible Gestaltung des Passungsverhältnisses zwischen Ressourcen und Umwelt möglich ist. (Vgl. Fingerle, 2008, S.308) Dieser konstruktivistische Ansatz versteht als Passungsverhältnis einerseits eine Modellierung der Verhaltensbereitschaft des Adressaten, sowie andererseits ein flexibles Verhaltensrepertoire und Erziehungskonzept des Betreuers. Das Passungsverhältnis stellt sozusagen das Produkt einer wechselseitigen Anpassung dar. Im Gegensatz zum klassischen Konzept der Risiko- und Schutzfaktoren definiert es Konstellationen personaler und sozialer Ressourcen, die über das Passungsverhältnis funktional verknüpft, und nicht additiv, sondern interaktiv aufeinander bezogen sind. (Vgl. Fingerle, 2008, S.303)

## **5 Kritische Schlussbetrachtung und Ausblick**

*„Es ist schwieriger, eine vorgefasste Meinung zu zertrümmern als ein Atom.“*  
(Albert Einstein)

Jugendliche aus „Multiproblemfamilien“ stellen durch Vielschichtigkeit und Kumulation von schwierigen Lebenslagen eine besonders große Herausforderung für das sozialpädagogische Handlungsfeld dar. Sowohl innerhalb des professionellen Hilfstätigenbereiches als auch in der abendländischen Gesellschaftskultur ist deren Stigmatisierung oft Realität.

Die Resilienzforschung liefert zahlreiche Ergebnisse, die einen realistischen Entwicklungsoptimismus zulassen und den Fokus auf die Stärken und Ressourcen dieser Adressaten legen. Somit ist das Grundkonzept der Resilienz ein zusätzlicher Gewinn für das sozialpädagogische Handlungsfeld. Es wirkt einer defizit-orientierten Sichtweise entgegen, welche bereits in der fachlichen Ausbildung die vorrangige Vermittlung von entwicklungspsychopathologischen Inhalten dominiert und dadurch die Störungsbilder dieser Jugendlichen im Vordergrund stehen.

Die bisherigen Forschungsergebnisse liefern wesentliche Grundlagen zur Resilienz. Jedoch stellt der aktuelle fachliche Diskurs über Multifinalität von Risiko- und Schutzfaktoren einige bereits implementierte Förderprogramme in Frage, die in Deutschland bereits in verschiedensten Kinder- und Jugendeinrichtungen umgesetzt werden.

Komplexere Definitionen von Resilienz, welche personelle, familiäre, soziale, kulturelle und strukturelle Faktoren berücksichtigen, lassen kein allgemeingültiges Methodekonzept zu und liefern für die sozialpädagogische Praxis somit keine konkreten Handlungskataloge.

Die subjektive Wahrnehmung und Einschätzung der eigenen Risikolage bzw. schwierigen Lebens- und Problemsituationen der Betroffenen, Geschlechtsunterschiede sowie die erhöhte Vulnerabilität in der Pubertät bei Risiko-Jugendlichen, die noch nicht explizit erforscht wurden, dürfen bei der Förderung von Resilienz jedoch nicht außer Acht gelassen werden. Unter Berücksichtigung der strukturellen Schwierigkeiten dieser Adressaten besteht die sozialpädagogische Aufgabe nicht nur in deren Betreuung und Begleitung, sondern auch darin, sich für mehr Chancen von unterprivilegierten Kindern und Jugendlichen in der Gesellschaft zu engagieren.

Trotz sämtlicher Defizite in diesem noch jungen Forschungsfeld motivieren einige, anschlussfähige und praktikable Lösungsansätze: Auf eine differenzierte Betrachtungsweise, die sowohl pathogene, als auch protektive Faktoren berücksichtigt, macht vor diesem Hintergrund etwa Hildenbrand (2011) mit dem Konzept „beschädigter Autonomie“ aufmerksam. Weiters plädiert er in der Jugendhilfe für „vigilantes Abwarten im Rahmen professionellen Handelns“, wodurch den Betroffenen selbst mehr Chancen für Veränderungsprozesse und Entfaltung ihrer Stärkepotentiale eröffnet werden kann.

Als viel versprechendes Beispiel kann das Nischenkonzept von Fingerle (2008) aufgezeigt werden, aus dem sich eine systemische Haltung zur Förderung von Resilienz ableiten lässt und dem gelungene, sozialpädagogische Interventionen zugrunde liegen können. Es besagt, dass die Funktion von Professionisten darin besteht, Rahmenbedingungen für Adressaten zu schaffen, in welchen eine flexible Gestaltung des Passungsverhältnisses zwischen Ressourcen und Umwelt möglich ist. Der systemische Ansatz von Conen (2011) in Bezug auf familiäre Resilienz zeigt auf, wie in der „Dysfunktionalität“ der Adressaten Nützlichkeit und Ressourcen zu sehen sind.

Weiters legen verlässliche Beziehungen den sozialpädagogischen Grundstein zur Förderung von Resilienz. Dabei ist die Qualität der Beziehung zwischen Adressat und vor allem (Bezugs)Betreuer, sowie dessen Vorbildfunktion von großer Bedeutung. Im Umgang mit Jugendlichen aus dem „Multiproblem-Milieu“ ist als Bezugsperson ein „resilientes“ Vorbild gefragt, das selbst über genug Ambiguitätstoleranz verfügt. Hierbei sollte ein autoritativer/demokratischer Erziehungsstil zur Förderung von Resilienz praktiziert werden, welcher aber auch Alter, Geschlecht, die Lebensphase, soziale und kulturelle Herkunft berücksichtigt.

Speziell im Umgang mit delinquenten Jugendlichen kehrt Hiller (2008) schließlich von teleologischen Konzepten ab, die einen positiven Ausgang in der Gesamtentwicklung von Jugendlichen zu ihrem Ziel machen, und greift die biophile Allianz von Jegge auf. Demzufolge sollte sich die Sozialpädagogik nicht um gut integrierte Persönlichkeiten bemühen, sondern vielmehr darum, die Lebenspraxis als Bündel von Teilkarrieren zu betrachten. Dafür sind Sozialpädagogen erforderlich, die sich als kontinuierliche, gelassene, geistesgegenwärtige, kompetente, einfallsreiche, humorvoll-flexible Co-Manager ihrer Adressaten verstehen, an deren Lebenswelt sie teilnehmen wollen, und die sie mit all ihren Schwierigkeiten aushalten, ja ihnen sogar Chancen zuspieren. Ein gegenseitiger Lernprozess, an dem sowohl Betreuer als auch Adressat partizipieren, stellt das Fundament dieses Lösungsansatzes dar.

Die vielschichtigen Erkenntnisse der gegenwärtigen Resilienzforschung erfordern zukünftig noch aufwendigere, methodische und konzeptuelle Forschungsmodelle. Diese müssen zusätzliche Problemstellungen wie z.B. die zugrundeliegende Resilienzdefinition, deren Kriterien oder die Kumulation/Wechselwirkung von Faktoren auf bio-psycho-sozialen Ebenen sowie Geschlechterunterschiede u.a. berücksichtigen.

Speziell im Bereich der Kumulation von Risikofaktoren, wie es vor allem im „Multiproblem-Milieu“ der Fall ist, ist es besonders schwierig, eine Isolation der einzelnen Prozesse zu erzielen, um für die Anwendung in der Praxis relevante Resilienzkonzepte ableiten zu können, wobei nach systemischer Betrachtungsweise eine kausale Ursache-Wirkungs-Kette als hinfällig erscheint.

Professionelles, sozialpädagogisches Fachwissen liegt wissenschaftlichen Erkenntnissen aus verschiedenen Bereichen, wie beispielsweise der Soziologie, Pädagogik, Didaktik, Heil- und Sonderpädagogik, Entwicklungspsychologie, Entwicklungspsychopathologie, Bindungstheorie, Systemtheorie- und Konstruktivismus zugrunde.

Die Resilienzforschung bietet zusätzliche Erkenntnisse, die im professionellen Umgang mit Kindern- und Jugendlichen aus Familien mit vielfältiger Problembelastung nützlich sind. Daher sollten die Ergebnisse der Resilienzforschung in eine moderne, sozialpädagogische Ausbildung integriert werden.

## **Danksagung**

An dieser Stelle möchte ich mich bei meinem engagierten Betreuer Otto Hollerwöger bedanken, der als kritischer und genauer Leser wesentlich zur Qualitätssteigerung dieser schriftlichen Arbeit, beigetragen hat. Weiters bedanke ich mich bei Werner Mayer, der mich zur Wahl des Diplomarbeitsthemas ermutigt und mir relevante Literatur empfohlen hat.

Mein besonderer Dank gilt Julia Leitner für ihre konstruktiven Tipps und ihr kompetentes Lektorat. Schließlich sei hier noch ein großes Dankeschön an Thomas Reutterer und meinen wundervollen 8-jährigen Sohn Paul Reutterer vermerkt, die großes Verständnis und Rücksichtnahme für den erforderlichen Zeit- und Energieaufwand zeigten, welcher für die Erstellung einer Diplomarbeit notwendig ist.

## Literaturverzeichnis

- Conen, Marie Luise, (2011). „Multiproblemfamilien“ und ihre Ressourcen – (Aufsuchende) Familientherapie und familiäre Resilienz. In Margherita Zander (Hg.), Handbuch Resilienzförderung (S.434-441). Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften
- Conen, Marie Luise, (2007). Schwer zu erreichende Eltern – Ein systemischer Ansatz der Elternarbeit in der Heimerziehung. In Homfeldt, H.G., Schulze- Krüdener (Hg.), Elternarbeit in der Heimerziehung (S.61-76). München: Ernst Reinhardt Verlag
- Fingerle, Michael, (2011). Resilienz deuten – Schlussfolgerungen für die Prävention. In Margherita Zander (Hg.), Handbuch Resilienzförderung (S.208-218). Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften
- Fingerle, Michael, (2008). Der „riskante“ Begriff der Resilienz – Überlegungen zur Resilienzförderung im Sinne der Organisation von Passungsverhältnissen. In Opp Fingerle (Hg.), Was Kinder stärkt – Erziehung zwischen Risiko und Resilienz, 3. Auflage (S. 299-310). München Basel: Ernst Reinhardt Verlag
- Fröhlich-Gildhoff, Klaus & Rönna-Böse, Maïke, (2009). Resilienz. München: Ernst Reinhardt Verlag
- Hildenbrand, Bruno, (2011). Resilienz – auch eine Perspektive bei Kindeswohlgefährdung? In Margherita Zander (Hg.), Handbuch Resilienzförderung (S.442-458). Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften
- Hiller, Gotthilf G., (2008). „Resilienz“ – für die pädagogische Arbeit mit Risikojugendlichen und mit jungen Erwachsenen in brisanten Lebenslagen ein fragwürdiges, ja gefährliches Konzept? In Opp Fingerle (Hg.), Was Kinder stärkt – Erziehung zwischen Risiko und Resilienz, 3. Auflage (S. 266-278). München Basel: Ernst Reinhardt Verlag
- Ittel, Angela & Scheithauer, Herbert, (2008). Geschlecht als „Stärke“ oder „Risiko“? Überlegungen zur geschlechterspezifischen Resilienz. In Opp Fingerle (Hg.), Was Kinder stärkt – Erziehung zwischen Risiko und Resilienz, 3. Auflage (S. 98-115). München Basel: Ernst Reinhardt Verlag
- Liebel, Manfred, (2009). Kinderrechte – aus Kindersicht, 3. Auflage. Berlin: LIT Verlag Dr. W. Hopf
- Liebel, Manfred, (2011). Eigensinnige Wege – Kinder in Straßensituationen. In Margherita Zander (Hg.), Handbuch Resilienzförderung (S.532-554). Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften
- Lösel, Friedrich & Bender, Doris, (2008). Von generellen Schutzfaktoren zu spezifischen protektiven Prozessen: Konzeptuelle Grundlagen und Ergebnisse der Resilienzforschung. In Opp Fingerle (Hg.), Was Kinder stärkt – Erziehung zwischen Risiko und Resilienz, 3. Auflage (S. 57-78). München Basel: Ernst Reinhardt Verlag

- Müller, C. Wolfgang, (2011). „Nimmer sich beugen – kräftig sich zeigen...“. In Margherita Zander (Hg.), Handbuch Resilienzförderung (S.314-328). Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften
- Opp, Günther & Fingerle, Michael, (2008). Erziehung zwischen Risiko und Protektion. In Opp Fingerle (Hg.), Was Kinder stärkt – Erziehung zwischen Risiko und Resilienz, 3. Auflage (S. 7-18). München Basel: Ernst Reinhardt Verlag
- Roemer, Martin & Zander, Margherita, (2011). Fragen an Frau Averbek, Jugendamt Dortmund: Können Jugendämter Kinder stärken? In Margherita Zander (Hg.), Handbuch Resilienzförderung (S.637-662). Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften
- Welter-Enderlin, Rosmarie, (2010). Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände, 3. Auflage. Bruno Hildenbrand (Hg.). Heidelberg: Carl Auer Verlag
- Wustmann, Corina, (2011a). Resilienz, Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern, 3. Auflage. Prof. Dr. Wassilios E. Fthenakis (Hg.). Berlin: Cornelson Verlag Scriptor GmbH & Co. KG
- Wustmann, Corina, (2011b). Resilienz in der Frühpädagogik – Verlässliche Beziehungen, Selbstwirksamkeit erfahren. In Margherita Zander (Hg.), Handbuch Resilienzförderung (S.350-359). Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften
- Zander, Margherita, (2010). Armes Kind – starkes Kind? Die Chance der Resilienz, 3. Auflage. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften

### Original-Vortrag auf CD-MP3-Format

- Lösel, Friedrich, (2005). Resilienz im Kinder- und Jugendalter, Internationaler Resilienz-Kongress vom 9.-12. Februar 2005 an der ETH Zürich. In Bernd Ulrich (Hg.), Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände (5. Ordner: 12 MP3 Files). Müllheim/Baden: Auditorium Netzwerk

### Internetquellen

- Schuster, Eva, (2004). SPFH – Interventionschancen bei Multiproblemfamilien. [http://www.unisiegen.de/fb2/mitarbeiter/wolf/files/download/forschung/spfh\\_forschung/vortrag\\_schuster.pdf](http://www.unisiegen.de/fb2/mitarbeiter/wolf/files/download/forschung/spfh_forschung/vortrag_schuster.pdf), 05-03-2012
- Belgisches Rotes Kreuz Deutschsprachige Gemeinschaft, (2010), Sozialbericht Multiproblemfamilien – Familien mit vielfältiger Problembelastung. [http://www.dglive.be/PortalData/2/Resources/downloads/soziales/2010-11-30\\_20-20Sozialbericht\\_20Familien\\_20mit\\_20vielf\\_C3\\_A4ltiger\\_20Problembelastung\\_1\\_.pdf](http://www.dglive.be/PortalData/2/Resources/downloads/soziales/2010-11-30_20-20Sozialbericht_20Familien_20mit_20vielf_C3_A4ltiger_20Problembelastung_1_.pdf), 07-03-2012
- Dreher, Eva, (2010). Die Lebensphase der frühen Adoleszenz aus entwicklungspsychologischer Perspektive. 6. JU-Quest-ExpertInnen-Konferenz Eugendorf b. Salzburg, 18./19. März 2010 „Die jungen Teens. 10- bis 14- Jährige zwischen Familie, Jugendwohlfahrt und Recht“ [http://www.ju-quest.at/downloads/Dreher\\_Konferenz2010.pdf](http://www.ju-quest.at/downloads/Dreher_Konferenz2010.pdf)

# Lebenslauf

## Persönliche Daten

---

Vorname: Angela  
Nachname: Leitner  
Geburtsdatum: 02. Dezember 1976  
Staatsbürgerschaft: Österreich  
Familienstand: ledig, Mutter eines Sohnes

## Berufsweg

---

Seit Juni 2009: Assistentin der Hausleitung  
im Ronald McDonald Kinderhilfe Haus Wien (St. Anna-Kinderspital)

Jän. 2009 – Mai 2009: Persönliche Assistenz eines Privatklienten (psychische Erkrankung: Agoraphobie) und ehrenamtl. Begleitperson bei Schulexkursionen, KMS Wiesberggasse 7, 1160 Wien

Okt. 2003 – Dez. 2008: Selbständig in Grafik-Design und Werbekonzeption mit Unterbrechungen in Folge der Geburt meines Sohnes Paul Leo Reutterer (geb. 25. Nov. 2003) und einer chronischen Erkrankung

Juli 1999 – Sep. 2003: Grafik-Design, Kundenkontakt, Konzeption und Produktion:  
Alexander Stock Grafik-Design & Konzept  
(ab August 2000: Fusion mit the lounge interactive design gmbh, Designagentur für NewMedia & Print, [www.thelounge.net](http://www.thelounge.net))  
Kooperationen als Freelancerin (Konzeption, Artdirection und Grafik-Design) mit HGS Werbeagentur und Swennen Werbeagentur ([www.swennen.com](http://www.swennen.com))

Okt. 1997 – Juni 1999: Kundenbetreuung: Werkstudio Rom & Freyler Gmbh  
weitere Aufgaben: Konzeption, Artdirection, Artbuying und Produktion

## Praktika

---

2009 - 2010: Besuchsdienst im Caritas-Josef-Macho-Pensionistenwohnheim: Verein Jung & Alt

1997: Produktionsassistentin bei FFP Werbefilmproduktion

1996: Ferialpraxis bei Mediaplan (Agentur für Mediaplanung)

1995: Ferialpraxis im Statistischen Zentralamt Wien

1994: Ordinationshilfe bei Prim. Dr. W. Wagner, FA für Orthopädie, 1120 Wien

1993: Ordinationshilfe bei Dr. G. Leitner, FA für Dermatologie, 1050 Wien

## Ausbildung

---

Seit September 2009: Kolleg für Sozialpädagogik für Berufstätige der ARGE Sozialpädagogik Wien

1995 - 1997: Werbeakademie in Wien – Fachlehrgang für Marktkommunikation (Diplom mit gutem Erfolg)

1987 - 1995: Bundesrealgymnasium in Wien (maturiert im Mai 1995)